Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 29 Leipzig, den 19. Juli 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen — Das Testament des Franz von Assisi: 3. Das Testament im Lichte der Geschichte des Franziskus und seines Ordens (Schluß) — Zur Psychologie des Glaubens: 2. Der lebendige Christus in uns; a) Unsre Erkenntnis Christi — Christus. Geistliche Oper von Bulthaupt und Rubinstein — Leonarda. Schauspiel von Björnson — Verschiedenes: Theodor Parker in seinem Leben und Wirken; Soziale Ziele; Hauswirtschaftliche Unterweisung der Landmädchen und -Frauen in Deutschland und im Ausland; Der Anfang der innern Mission in Mecklenburg vor fünfzig Jahren; Erinnerungen aus meiner Dienstzeit; Für Richard Wagner; In Sachen der Diakonie — Anzeigen

Er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen

Am Abend aber, da die Sonne untergegangen war, brachten sie zu ihm allerlei Kranke und Besessene. Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Thür. Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren, und trieb viele Teufel aus, und ließ die Teufel nicht reden, denn sie kannten ihn. Und des Morgens vor Tage stand er auf, und ging hinaus, und ging in eine wüste Stätte und betete daselbst. Mark. 1, 32—35.

Diese Schriftstelle läßt uns einen tiefen Blick thun in das innere Leben des Heilands. Er ist eben zu Kapernaum in das Haus des Petrus eingekehrt und hat dessen Schwiegermutter durch Handauflegen gesund gemacht; alsbald verbreitet sich das Gerücht davon durch die Stadt. Scharen drängen sich zu dem wunderthätigen Manne; die Thür ist belagert. Schüchterne Frauen, die nur den Saum seines Gewandes berühren möchten; Mütter, denen die Angst um ihr Kind alle Zaghaftigkeit genommen hat; finstere Männer, die noch einen letzten Rettungsversuch machen wollen; welke Greise, die wenigstens an ihrem Lebensabend noch ihre Bürde los zu sein begehren; Kinder, deren zartes Antlitz vom Leiden gezeichnet ist; Ergebungsvolle und Trotzige; sanfte Mienen und die verzerrten Züge des Irrsinns; wortreiche Hilferufe und des Jammers stumme Blicke — die ergreifende, im Leben des Herrn immer wiederkehrende und immer neue Szene!

Was aber diesen Abend in Kapernaum besonders merkwürdig macht, ist ein kleiner, unscheinbarer Zug, der in den Parallelberichten des Matthäus (8, 16) und Lukas (4, 40—42) fehlt, wie denn Markus auch sonst bei all seiner Kürze oft wertvolle und anschauliche Zusätze hat: „Jesus ging an eine wüste (d. h. einsame) Stätte und betete daselbst." Geistig und körperlich erschöpft, reißt er sich gegen Morgen los und entweicht in die Einsamkeit, um hier im Verkehr mit dem Vater das Wogen der Empfindungen zu glätten und dem drohenden Verlust seines innern Gleichgewichts vorzubeugen. Wir dürfen uns die Wunderthätigkeit des Herrn nicht so vorstellen, als streue ein über die Erde wandelnder Gott mit allmächtiger Hand mühelos seine Gaben aus. Nur selten freilich erzählen die biblischen Berichte ausdrücklich von gewaltigen innern Erschütterungen Christi, wie z. B. bei der Auferweckung des Lazarus; aber sie waren ohne Zweifel viel häufiger, wenn schon der Umgebung nicht immer so bemerkbar. Auch sind wir durch die überfeine Speise der Romanlektüre mit ihrer Detailmalerei so verwöhnt, daß wir in der schlichten, knappen Darstellung der Bibel manches übersehen, was nur angedeutet ist und durch den Zusammenhang Bedeutung gewinnt. So wird man gewiß nicht fehl gehen, wenn man den Satz „und betete daselbst" in der oben angegebnen Weise versteht.

Es giebt Menschen von so feiner Organisation, daß sie beim Anblick fremder Leiden ein körperliches Schmerzgefühl spüren. Wie muß Er erst fremde Leiden mitgefühlt haben! „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an," hat der Dichter einen seiner „Helden" sagen lassen; was dort Phrase war, das ist hier furchtbare Wahrheit. Nie hat jemand so mit der Menschheit gelitten, als Jesus, weil seine Stellung zur Menschheit eine einzigartige war; weil niemand so die Tiefen der Sünde und somit die Schrecken der Krankheit und des Todes ermessen konnte als der fleckenlos Reine. Und nun gewinnt das Prophetenwort, das Matthäus (8, 17) bei dieser Gelegenheit zitirt — wie schön ergänzen die Evangelisten einander! — ein rechtes Licht: Er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir sind gewohnt, bei diesem Wort nur an die Passion Christi in engerm Sinne zu denken. Und gewiß ist es da im vollsten Sinne erfüllt; daß wir es aber nicht darauf beschränken dürfen, lehrt uns Matthäus. Der Diamant des göttlichen Wortes wirft eben mannigfache Strahlen.

So ist denn in diesen wenigen Versen, wenn wir sie recht zu lesen wissen, ein kräftiger Trost und ein hehres Vorbild enthalten. Wie der kleinste Tautropfen mit seinen Regenbogenfarben die volle Schönheit der Sonne wiederspiegelt, so zeigt der kleinste Schriftabschnitt die ganze Herrlichkeit Christi. Ihr zarten Seelen, die ihr euer Mitgefühl fast als Last empfindet, was ist euer Mitgefühl gegen seins! Alle, die mit der Menschheit Jammer zu thun haben, mögen es sich gesagt sein lassen, daß er uns auch in diesem Stück ein Vorbild gelassen hat. Wie er selbst im Gebete Stärke fand zur Ueberwindung der Schwäche und zu neuer Arbeit, so bleibt es auch für uns das beste Rettungsmittel. Ist er uns doch nicht bloß ein Vorbild, das der Vergangenheit angehört, sondern Spender göttlicher Kraft. „Darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden" (Ebr. 2, 18). Der in den Tagen seines Fleisches die Schwachheit getragen hat, ist zur Rechten Gottes erhöht und ist nahe allen, die ihn mit Ernst anrufen; die Schwäche jedes Einzelnen fühlt er als seine eigne, sodaß wir jenes Prophetenwort freudig aus der Vergangenheit in die Gegenwart übersetzen und sprechen dürfen: Er trägt unsre Krankheit und lädt auf sich unsre Schmerzen.

E Br

Das Testament des Franz von Assisi

3. Das Testament im Lichte der Geschichte des Franziskus und seines Ordens

Das Testament des Franz von Assisi ist nicht nur wegen seiner direkten und indirekten autobiographischen Notizen eine der Quellen für die vor ihm liegende Geschichte des Franziskus und seines Ordens: es ist vor allem für die Zeit seiner Entstehung, für die letzte Lebenszeit des Heiligen, eine Urkunde der Geschichte des Ordens und seines Stifters von allergrößter

Bedeutung. Haben wir bisher mit Ersterm uns beschäftigt, haben wir bisher gefragt, wie die ältere Ordensgeschichte in dem Testament sich spiegelt, so wenden wir uns jetzt zu dem Zweiten und fragen, wie im Lichte der Ordensgeschichte, die wir kennen gelernt haben, das Testament sich darstellt.

Das blödeste Auge wird erkennen: das Testament ist ein Protest des Heiligen gegen die Entwicklung, die nicht durch ihn, nein mehr oder weniger ohne ihn seit 1220 sich vollzogen hatte.

Allein mit solch kurzer Charakteristik würde man der merkwürdigen Urkunde nicht ausreichend gerecht werden. Sieht man genauer zu, so eröffnet sie einen weit tiefern Einblick in das innere Leben des Franziskus. Es ist eine Urkunde voll auffälliger Widersprüche: ernsteste Mahnungen zum Gehorsam stehen neben Ausführungen, die mehr als ein Jahrhundert lang die Partei der Eiferer im Ungehorsam gegen die Ordensobern bestärkt haben; Bezeugungen übertriebenster mönchischer Demut wechseln mit Sätzen, die ein hochgespanntes Selbständigkeitsgefühl verraten. Ein näheres Eingehen auf diese Widersprüche wird den Charakter des Franziskus und wird sein Testament erst ganz verständlich machen.

„Wir waren schlichte, ungelehrte Leute und jedermann unterthan," so sagt Franziskus von sich und seinen ältesten Genossen (§ 7). Und wenn er zurückschauend auf die erste Zeit nach seiner Bekehrung dankbar rühmt, daß ihm Gott ein unbedingtes Vertrauen gegen seine Kirche und seine Priester gegeben habe (§ 2 u. 3), wenn er (§ 4) den Papst seinen Herrn, ja (§ 3) alle Kleriker und Theologen seine Herren nennt, so sind dies gewiß keine Phrasen. Er bezeugt damit auch nicht nur eine Gesinnung, die er hatte, er versichert jetzt diese Ehrfurcht zu haben, und die Entschiedenheit, mit der er jeden verdächtigen Bruder dem Kardinalbischof Hugolino vorzuführen gebietet (§ 11), beweist, wie ernst es ihm ist mit dem Gehorsam gegen die Kirche. Franz war ein frommer Laie seiner Zeit, dem keine Versuchung zu intellektueller Selbständigkeit, keine Anwandlung autoritätsscheuen Freiheitsdurstes das schlichte Vertrauen und das Bewußtsein kirchlicher Gehorsamspflicht gegenüber der Mutter Kirche und ihren Organen gestört hat.

Aber dieser schlichte, demütige Mann hatte ein Herz, das Liebe und Treue mit einer Kraft und Zähigkeit festzuhalten vermochte, die mit seiner intellektuellen Unselbständigkeit, seinem Mangel an Weltkenntnis und praktischem Geschick in einem im Leben ja gar nicht so selten zu beobachtenden Kontraste stand. Und dies sein Herz hatte das „Evangelium," wie er es verstand, hatte die Nachfolge des armen Lebens Jesu mit einer Inbrunst erfaßt, die um so weniger auffallen kann, je erklärlicher es ist, daß Franz — außer stande, die geschichtlichen und gesellschaftlichen Vermittlungen zu übersehen, die dies Verständnis des „Evangeliums" ihm zugetragen hatten — in seinem Ueberwältigtsein durch dies Ideal der armen Nachfolge Jesu eine ihm gewordne göttliche Offenbarung erkannte. Wer wirklich eine Gemeinschaft mit dem ewigen Gott kennt, der erfährt, daß sie ihm gegenüber der Welt eine Selbständigkeit giebt, die nichts vernichten kann. Und wer möchte leugnen, daß Franz auch in dem Ueberwältigtsein von seiner irrenden Auffassung des Evangeliums wirklich die hebende und tragende Kraft des ewigen Gottes erfahren hat? Diese Erfahrung gab ihm in dem Rahmen der von jenem Ideal umschriebnen Gedanken und Bestrebungen ein Selbständigkeitsbewußtsein, das dem Selbstgefühl eines Propheten verglichen werden mag. Und in der wundersamsten Weise verschlingen sich in seinem Leben naive Bethätigungen dieses Selbstgefühls und teils naive, teils reflektirte Aeußerungen autoritätsbedürftiger Unselbständigkeit. Seine Ehrfurcht vor dem Klerus war ungeheuchelt; er hat sie oft bethätigt, und nichts lag ihm ferner, als in dessen Rechte einzugreifen; gegen den Willen selbst des ärmlichsten Klerikers mochte er nicht predigen. Und doch hat derselbe Franz sich nicht gescheut, in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1212 der durch sein Beispiel für die Nachfolge des armen Lebens Jesu gewonnenen und aus ihrem Elternhause entflohenen Klara Scifi vor dem Altar der Portiunkulakirche im Kreise seiner Brüder die Gelübde abzunehmen; — zuständig wäre der Bischof von Assisi gewesen!

Hieraus erklärt sich, daß Franziskus jedem Versuche, die Seinigen zur Untreue gegen das „Evangelium" zu verführen, sobald er ihn als solchen erkannte, den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Der heiligen Klara und ihren Genossinnen schrieb er einst:*)

Ich, der geringe Bruder Franziskus, will dem Leben und der Armut unsers allerhöchsten Herrn Jesu Christi und seiner allerheiligsten Mutter folgen und darin beharren bis ans Ende. Und ich bitte euch alle, meine Herrinnen, und rate euch, daß ihr allewege in jenem allerheiligsten armen Leben bleibet. Und hütet euch sehr, daß ihr euch nimmer von ihm durch irgend jemandes Lehre oder Rat abziehen laßt.

Andrerseits ist es begreiflich, daß Franz, wo er eine Gefährdung seines Ideals nicht zu erkennen vermochte — und weltkundiger Scharfblick ging ihm durchaus ab —, gern dem Rate derer folgte, die ihm Autorität waren. Wollte er doch gern jedermann unterthan sein! Ist doch Gehorsam eine der Grundtugenden des Mönchs!

Es läßt sich daher verstehen, daß es dem Franziskus keine Schwierigkeiten machte, der Leitung des Ordens faktisch zu entsagen. Und wie Sabatier, so scheint auch mir, den Thatsachen und dem Tone nach, der Bericht zuverlässig, den Celano II (herausgegeben von Amoni S. 93 f.) von der (wohl auf dem Kapitel von 1220 erfolgten) Uebergabe des Vorsteheramts an Petrus Cathanii giebt:

Um die Tugend der heiligen Demut zu bewahren, entsagte er [Franziskus] wenige Jahre nach seiner Bekehrung**) auf einem Kapitel in Gegenwart aller Ordensbrüder dem Vorsteheramte und sagte: „Von nun an bin ich tot für euch; aber seht! hier ist Bruder Petrus Cathanii, dem will ich, dem wollet ihr alle gehorchen.... Dann beugte er sich nieder vor diesem und gelobte ihm Gehorsam und Ehrfurcht. Die Brüder aber weinten, und der Schmerz preßte ihnen laute Seufzer aus, da sie sahen, daß sie eines solchen Vaters [wie Franziskus es war] nun in gewisser Weise***) beraubt wurden. Da erhob sich Franziskus, faltete die Hände, blickte auf gen Himmel und sagte: „Herr, Dir befehle ich diese Familie, die Du bislang mir anvertraut hattest; da ich jetzt wegen meiner Schwachheit, die Du kennst, allersüßester Herr, nicht mehr für sie zu sorgen vermag, so übergebe ich sie den Ministern. Sie mögen gehalten sein, am Tage des Gerichts vor Dir darüber Rechenschaft zu geben, wenn irgend ein Bruder durch ihre Nachlässigkeit, durch ihr böses Beispiel oder infolge zu harter Zurechtweisung zu Grunde geht." Seitdem blieb er in der Stellung eines Untergebnen bis an seinen Tod, mehr Demut zeigend als irgend ein andrer.

Freilich mag während dieser letzten Jahre mannigfach ein schmerzlicher Konflikt der Stimmungen ihm die Seele belastet haben. Sieht man, wie in dem Testament beides neben einander steht, das bindendste Gelübde des Gehorsams, das seine Entfernung von der Leitung des Ordens bestätigt, und daneben die strikteste Inanspruchnahme der Gehorsamspflicht für das, was er gebietet, gebietet in bewußtem Gegensatz zu andern Tendenzen im Orden, die er gekannt haben muß (vgl. § 12 u. 14), wenn er auch die Zahl ihrer Vertreter unterschätzt haben mag: so gewinnen die mannigfachen Erzählungen der Ueberlieferung Glaubwürdigkeit, die ein ähnliches Nebeneinander des demütigen Gehorsams und des Selbständigkeitsbewußtseins in des Franziskus eigner Seele uns erkennen lassen. Franz hat dies Nebeneinander getragen, hat den mönchischen Gehorsam triumphiren lassen über die Prophetenselbständigkeit — bis in die allerletzte Zeit seines Lebens hinein. Da aber, angesichts der Ewigkeit, schon halb gelöst aus den Banden dieses Lebens, sprengt er die Fesseln: mit liebevoller Freude zeichnet er das Bild der Anfangszeiten des Ordens und läßt dann selbstbewußte Mahnungen und Willensäußerungen folgen, die, wenn sie befolgt worden

*) Sabatier S 272. läßt diesen Brief unmittelbar nach der Rückkehr des Franziskus aus dem Orient geschrieben und durch die Anstrengungen veranlaßt sein, die Rom gemacht hatte, um die Klarissinnen zur Benediktinerinnenregel hinüberzuziehen. Soweit ich die Quellen übersehe, ist das eine der willkürlichen Konstruktionen, die in Sabatiers Darstellung häufig sind. — Natürlich ist das von Sabatier angenommne Datum möglich, vielleicht auch wahrscheinlicher als andre; aber ein Beweis wird sich schwerlich geben lassen, und Sabatier hat nicht einmal den Versuch gemacht, seine Annahme zu beweisen.

**) Celano hat nicht genau Bescheid gewußt. Daß es nach der Bestellung von ministri war, zeigt der Fortgang des Berichts.

***) Daß Franz, solange er lebte, „in gewisser Weise" für die Kurie wie für alle seine Verehrer an der Spitze des von ihm begründeten Ordens blieb, ist sehr natürlich. Hier mochte und konnte man den Namen des schon bei seinen Lebzeiten für heilig gehaltnen Franziskus nicht zurücktreten lassen; dort blieb sein Rat doch die entscheidendste Instanz.

wären, den Orden in den Grenzen der Ideale jener Anfangszeiten, aber auch in ihren Schranken gehalten hätten. — Celano II (S. 99) erzählt, Franziskus habe einst ausdrücklich geraten, nur selten „bei der Gehorsamspflicht" zu gebieten; denn das heiße zum Aeußersten, zum Schwerte greifen. Im Testament aber kommt ein Gebot „bei der Gehorsamspflicht" nicht weniger als sechsmal vor. Man sieht, mit welcher Energie Franziskus den, wie er anscheinend ahnte (vgl. § 9), von Rom protegirten laxen Tendenzen entgegentrat.

Und doch hatte Franz streng genommen nichts mehr zu gebieten, „Gehorsam" nicht mehr zu verlangen. Erklärt er doch selbst, er wolle gehorsam sein dem Generalminister und dem Guardian, der ihm gesetzt werde! Der gleiche Widerspruch besteht zwischen der Warnung davor, daß man Briefe von Rom sich erbitte (§ 9) und der willigen Anerkennung der Autorität des „Kardinal-Protektors und Korrektors," des Kardinalbischofs Hugolino (§ 11).

In diesen Widersprüchen spiegelt sich des Franziskus Stellung zu seinem Orden. Sein Ideal ließ sich in einem kleinen Kreise Gleichbegeisterter verwirklichen, nie in einem großen Orden. Es ist ein herzerfreuendes, wenn auch im wundersamen Scheine der Schwärmerei sich darstellendes Bild, das die naive, von keiner irdischen Sorge gedrückte Fröhlichkeit des Franziskus und seiner ersten Genossen, ihr williges Dienen, ihr Vertrauen auf die Mildthätigkeit der Menschen, ihr volkstümliches Predigen, ihr ungezwungnes Zusammenhalten, ihr Fernsein von aller gemachten, zeremoniösen Frömmigkeit gewährt:

> Meine Brüder — so sagte Franz einst —, ein jeder ziehe seine Natur in Rechnung. Denn wenn auch mancher unter euch bei dürftigerer Nahrung, als der andre, sich aufrecht zu erhalten vermag, so will ich doch nicht, daß der, der reichlichere Nahrung nötig hat, jenem es gleichzuthun versuche. Er ziehe seine Natur in Rechnung und gebe seinem Leibe, was er bedarf. Denn wie wir schuldig sind, uns vor allem überflüssigen Essen zu hüten, das dem Leibe wie der Seele Schaden bringt, so auch vor allzugroßer Enthaltsamkeit, ja vor ihr noch mehr, denn „Gott hat Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer" (Matth. 9, 13).
>
> Ein Sünder kann fasten — sagt er ein andermal —, er kann Gebete sprechen, kann weinen, kann sich kasteien; aber Eins kann er nicht: dem Herrn treu sein.

Allein die Zustände der primitiven Anfangszeiten konnten nicht andauern, als die Bruderschaft ein tausendköpfiger Orden geworden war. Das hat Franziskus verkannt, weil er im wirklichen Leben zu wenig zu Hause war. Er war ein liebenswürdiger Idealist. Wäre er nicht zugleich ein so schlichter, einfältiger Mann gewesen, so wäre er im Kampf für sein Ideal in die Bahnen der Opposition gedrängt, wie nach ihm zahllose „Eiferer" aus seinem Orden. Nicht wenige unter ihnen wurden, zum Papsttum in die schärfste Opposition geraten, von der Kirche wie Ketzer verfolgt und verbrannt. Franziskus ist heilig gesprochen worden. Aber derselbe Papst, der ihn kanonisirte — es war Gregor IX., der frühere Kardinalbischof Hugolino —, hat im Jahre 1230 den Franziskanern feierlichst versichert, daß sie an das Testament des Heiligen nicht gebunden seien, und hat durch diese Bulle die lange Reihe päpstlicher Erklärungen eröffnet, die im Laufe der Zeit den Franziskanerorden immer weiter von den Idealen seines Stifters entfernt haben.

Die römische Kirche ist, wenn auch nicht durch ihr Dogma, so doch durch ihren Korpsgeist an das traditionelle Bild des Heiligen gebunden, das in seinem Orden lebt. Als Bonaventuras Leben des Franziskus vorlag, hat man die ältern Biographien unterdrückt (vgl. oben Nr. 27, Sp. 637). Wir aber dürfen und müssen unter dem retouchirten Heiligenbilde die Züge des geschichtlichen Franziskus aufsuchen. Und wenn im sechzehnten Jahrhundert Erasmus Alber seinem in Nr. 21 erwähnten Büchlein „Der Barfüßer-Mönche Eulenspiegel und Alkoran," von den Franziskanern seiner Zeit in seinem Urteil ausgehend, das Motto voranstellte:

Verslein der Franziskaner: „Franziskus ist im Himmel."
Antwort: „Wer zweifelt daran?"
Gegenstrophe: „Alle Welt" —

so meine ich, daß wir die Pflicht haben, aus besserer Kenntnis der Geschichte heraus als Motto oder als Schlußurteil evangelischer Gedanken über den heiligen Franz all seinen Sonderlichkeiten, all seinen Irrtümern zu Trotz uns eines Gliedes unsers Taufbekenntnisses zu erinnern:

Ich glaube *eine heilige* christliche Kirche.

Loofs

Zur Psychologie des Glaubens

2. Der lebendige Christus in uns

a) Unsre Erkenntnis Christi

Wenn in der Seele des Menschen Gefühle, Vorstellungen und Begehrungen entstanden sind, so bleibt sie dabei nicht stehen, sondern es findet eine weitere Entwicklung des seelischen Inhalts statt. Durch Wiederholung von Wahrnehmungen derselben oder ähnlicher Gegenstände entstehen *Gemeinbilder*. Ich sehe einen Kirschbaum, eine Tanne, eine Linde und eine Buche. Durch wiederholten Anblick befestigen sich die Vorstellungen der Merkmale, die die Wahrnehmungen dieser Bäume gemeinsam haben: Stamm, Aeste, Zweige, Blätter. Die Merkmale aber, wodurch sich die Bäume unterscheiden, treten im Bewußtsein zurück und werden weniger lebhaft reproduzirt. Dadurch entsteht nach und nach das Allgemeinbild „Baum." Seine einzelnen Züge sind nicht klar ausgeprägt, sondern nur ein Ansatz zum Vorstellen. Diese Allgemeinbilder haben daher etwas Schwankendes, Schwebendes und mögen deshalb Schemata genannt werden. Zum Zustandekommen solcher Allgemeinbilder, die auch *psychische Begriffe* genannt werden, trägt wesentlich die Einbildungskraft bei durch Wiedererweckung und Zusammenstellung der früher im Bewußtsein gewesenen Vorstellungen, wobei das Aehnliche mit dem Aehnlichen verschmilzt und die Verschiedenheiten gegenseitig sich aufheben, sich aus dem Bewußtsein verdrängen. Die Allgemeinbilder dürfen auch als *Gedanken* bezeichnet werden, und das Entstehen oder Hervorbringen dieser darf Denken heißen, aber schon in einem höhern Sinne, als der einfache Akt des Vorstellens, weil hier schon Verbindungen von Wahrnehmungen, Vorstellungen und Vorstellungsgruppen stattfinden. Hier bereits beginnt die *Abstraktion*, und weiterhin werden aus den schematischen, verwischten Allgemeinbildern *Begriffe* im engern Sinne, die durch Vergleichen und Unterscheiden entstehen.

Der Vorgang ist etwa folgender. Wir haben verschiedne Dreiecke gesehen, gleichseitige, ungleichseitige, rechtwinklige, spitzwinklige, stumpfwinklige. Ihre Merkmale waren teils gleichartig (Fläche, gerade Linien, das Zusammentreffen der sich schneidenden Linien in den drei Winkeln), teils ungleichartige (die Längen der Seiten, die Arten der Winkel). Die gemeinsamen Merkmale verbinden sich, die verschiednen heben sich gegenseitig auf, und so entsteht der Begriff des Dreiecks als einer von drei sich schneidenden geraden Linien begrenzten Fläche. Die hierbei auftretende vergleichende und unterscheidende Thätigkeit ist nicht mehr Vorstellen oder Denken im allgemeinsten Sinne, sondern nur die *Forderung* einer Vorstellung. Wir sollen uns ein Dreieck vorstellen, ohne dabei ein bestimmtes Dreieck vorzustellen. Das können wir nicht, weil zum Vorstellen immer bestimmte Wahrnehmungen und Anschauungen gehören. Wir vermögen uns nur entweder von einem gleichseitigen oder von einem ungleichseitigen, entweder von einem rechtwinkligen oder von einem spitzwinkligen Dreieck ein Bild zu machen. Daher bleibt der Versuch, ein Dreieck vorzustellen, ohne uns ein bestimmtes Dreieck zu vergegenwärtigen, nur ein Postulat. Ein solches Postulat aber nennen wir einen Begriff.

Damit er entsteht, ist Aufmerksamkeit erforderlich. Diese richten wir auf mehrere Wahrnehmungen oder Vorstellungen abwechselnd und vergleichen sie auf diese Weise mit einander. Wir halten die Vorstellungen verschiedner Häuser oder Dreiecke absichtlich zusammen, zerlegen sie in ihre Merkmale oder Teile (Ur-Teile): Farbe, Wände, Thüren, Fenster, Dach; Höhe, Breite, Länge, Fläche, Seiten, Winkel, und suchen die Merkmale auf, die sie gemeinsam haben. Dieses Aufsuchen und Finden wird bald von längerer oder kürzerer Dauer sein. Die gleichen Merkmale verschmelzen nicht ohne weiteres für unser Bewußtsein mit einander. Sie schwanken eine Zeit lang zwischen

Trennen und Verbinden hin und her, bis endlich die gleichen Merkmale sich verbunden haben und die ungleichen aus dem Bewußtsein verdrängt sind. Dieses Schwanken ist die Ueberlegung. Ist sie zu Ende geführt, so entsteht als ihr Resultat das Urteil. Dieses besteht in dem Verbinden der übereinstimmenden und in dem Trennen der verschiednen Merkmale und erzeugt hierdurch den Begriff als einen abstrakten, insofern bei seiner Bildung von den verschiednen Merkmalen abgesehen, abstrahirt wird und nur das Gleiche mit dem Gleichen verschmilzt. Wir können aber diese Merkmale, zu einem Ganzen geordnet, abgesehen von ihrer besondern Beschaffenheit, nicht mehr vorstellen, nicht mehr uns anschaulich machen, sondern sie nur im Gedächtnis zusammenhalten. So wird der psychische Begriff zu einem solchen, dem kein thatsächliches Vorstellungsbild entspricht. Festgehalten und immer wieder wahrnehmbar gemacht werden die abstrakten Begriffe durch die Sprache und Schriftzeichen, die für sie die Stelle des Vorstellungsbildes vertreten. „Worte und Buchstaben sind die Symbole zahlloser Vorstellungs- und Gedankenverbindungen, die zu dem Gebrauche des Bewußtseins bereit liegen, ohne daß auch eine einzige unmittelbar angeschaut würde.“ Ohne Sprache und Schrift würden wir gar nicht imstande sein, abstrakte Begriffe zu bilden und sie denkend weiter zu bearbeiten.

Als Ideen drücken abstrakte Begriffe die Gesamtheit der Merkmale aus, ohne die das, was gedacht werden soll, überhaupt nicht gedacht werden könnte. So ist die Idee des Staates die Zusammenfassung aller der Merkmale, ohne die ein Staat nicht gedacht werden kann. Bei der Bildung der abstrakten Begriffe und Ideen ist aber die Phantasie wiederum von besondrer Wichtigkeit. Sie reproduzirt entweder die im Bewußtsein gewesenen Vorstellungen oder setzt neue Gesamtgebilde zusammen und macht dadurch das Vergleichen und Urteilen erst möglich. Sie ist es auch, die diejenigen Ideen schafft, die wir Musterbilder oder Ideale nennen, die Begriffe von Gegenständen oder begriffliche Einheiten, wie sie sein sollen. Hier kommt der Begriff des Zwecks in Betracht, von dem bei der weitern Erörterung über das Gefühl zu handeln sein wird.

Wie nun aber das Urteil den Begriff hervorbringt, so führt es auch zu dessen weiterer Bearbeitung. Durch das Urteilen werden nicht nur Vorstellungen, sondern auch Begriffe zu einander in Beziehung gesetzt. Das geschieht z. B., wenn wir das Urteil aussprechen: Der Hund ist ein Tier, oder: das Dreieck ist eine Figur. Da werden die Begriffe Hund und Tier, Dreieck und Figur mit einander verbunden. Eine noch höhere Stufe in der Bearbeitung der Begriffe ist die Verknüpfung von Urteilen durch den Schluß. Z. B.: 1. Der Hund ist ein Tier. 2. Tiere sind Geschöpfe. 3. Also ist der Hund ein Geschöpf. Schließen heißt demnach, die in mehreren besondern Urteilen enthaltenen Begriffe zu einem neuen Urteile zusammenfassen.

Das Bilden von Begriffen, Urteilen und Schlüssen geschieht jedoch nicht regellos und willkürlich, sondern nach bestimmten Normen, die dem Einheitstriebe der Seele entspringen. Auf Grund dieser Normen entstehen die Denkformen, die man mit dem Namen Kategorien zu bezeichnen pflegt. Das von ihnen geleitete Denken ist das logische Denken. Es bewegt sich für alle Menschen nach denselben Gesetzen, die auf dem Einheitstriebe, der mit dem Selbsterhaltungstriebe der Seele identisch ist, beruhen. Wahrnehmungen und Allgemeinvorstellungen (psychische Begriffe) dagegen bleiben individuell, gestalten sich je nach der Art des besondern Individuums. Das logische Denken bringt im Vergleich zu dem bloß auf Allgemeinvorstellungen sich gründenden ein Erkennen höherer Ordnung, das theoretische Erkennen, hervor. Dieses strebt nach Zusammenfassung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen zu einer bestimmten begrifflichen Einheit. Eine so geordnete Einheit aber ist ein System, ein in sich abgeschlossenes Ganze von Erkenntnissen. Die höchste begriffliche Einheit endlich findet ihren Ausdruck in der Wissenschaft, die eben darauf ausgeht, in sich abgeschlossene Systeme zu bilden und diese wieder zu verbinden.

Hiermit ist der Erkenntnisprozeß als intellektuelle Thätigkeit

der Seele abgeschlossen. Wird aber noch darnach gefragt, ob das, was wir erkennen, auch das Wirkliche sei, ob die von uns erkannten Dinge wirklich außer uns existirende Dinge sind oder nur Vorstellungen und Begriffe, und ob wir die Dinge gerade so erkennen, wie sie thatsächlich beschaffen sind, so ist darauf zu antworten: „Alles ist darum und insoweit wirklich, weil und wiefern wir es äußerlich wahrnehmen.“ Wir könnten noch kürzer sagen: Alles ist darum und insoweit wirklich, weil es und wiefern es auf uns wirkt. Die Dinge sind eben Komplexe von Sinneseindrücken. Ohne Nervenreiz kein Fühlen, Vorstellen, Denken und Erkennen. Bei dem Wahrnehmen bis zu seiner Entwicklung zum Denken sind die Sinnendinge sowohl abhängig von uns, als wir von ihnen. Wir empfangen einen Reiz, und wir fassen ihn mit unserm Bewußtsein auf. Die Sinneseindrücke sind etwas von der Wahrnehmungs- und Empfindungsthätigkeit Verschiednes und werden von uns, indem wir sie auffassen, nach der Art und Weise gestaltet, wie es unsre Auffassungsfähigkeit mit sich bringt. Die Dinge sind also ihrem Wahrgenommenwerden nach von unsern Sinnesorganen abhängig, und insofern mischt sich in das Wahrnehmen ein subjektives Moment, das sich mit dem objektiven Sinneseindrucke verbindet. Wir fügen etwas aus unsrer eigentümlichen Beschaffenheit zu den Sinnesdingen hinzu. Ob die Dinge aber vor und nach unsrer Wahrnehmung etwas für sich Bestehendes sind, das können wir nicht wissen, das können wir nur schließen. Für uns sind die Wirklichkeit nur durch die Wahrnehmung und solange die Wahrnehmung währt. Das genügt aber vollständig, um ihre Wirklichkeit zu beweisen. Wie die Dinge sind ohne unsre Wahrnehmung, darüber können wir selbstverständlich nichts behaupten.

Doch der Mensch erkennt nicht nur, sondern er fühlt auch und will. Das Gefühl ist überhaupt diejenige psychische Thätigkeit, die allen andern zu Grunde liegt, die sich mit allen verbindet und mit der der psychische Prozeß abschließt. Ursprünglich ist das Gefühl nur sinnliches, das in durch Nervenanreizungen hervorgebrachten Lust- oder Unlustzuständen besteht. Es gliedert sich in das eigentliche Sinnesgefühl, das in engstem Zusammenhange mit den fünf Sinnen steht, das Muskelgefühl, das sich in Ermüdungszuständen oder Kraftgefühlen äußert, und in das Gemeingefühl, das in dem Gesamtbefinden des ganzen Organismus besteht und auch Stimmung heißt.

Wie das Erkennen, von seinen ersten dunkeln Anfängen bis hinauf zur Wissenschaft, beruht auch dies Gefühl in seinen mannigfaltigen Aeußerungen auf dem Einheitstriebe der menschlichen Seele, insofern das die Konstanz des Organismus Störende, also das Schädliche, Widersprechende Unlust, das Fördernde, das mit der Selbsterhaltung Vereinbare Lust hervorruft.

Die nächst höhere Stufe des Gefühls nach dem sinnlichen ist das ästhetische Gefühl, das nicht durch Nervenreize hervorgebracht wird, sondern durch Anschauungen und Vorstellungen. Widerspruch mißfällt, Einheit befriedigt. Harmonie, Rhythmus, Symmetrie sind mit Lust verbunden, ihr Gegenteil mit Unlust. Das Gleiche gilt von dem Gefühl der Kraft, durch den Erfolg der Anstrengung hervorgerufen, und der Schwäche, das den Mißerfolg begleitet. In dieser Beziehung steht das ästhetische Gefühl in engem Verhältnisse zu dem Denken. Wir empfinden Freude, wenn das Denken gelingt, Unbehagen, wenn es nicht gelingt. Jede neue Entdeckung erfüllt den Forscher mit Genugthuung, jede gefundne Wahrheit versetzt den Denkenden in eine angenehme Stimmung. Das Lustgefühl bei dem Erkennen rührt nicht nur von dem Erfolg her, sondern ist zugleich Freude am Objekt selbst, zu dem wir uns als zu einem andern Wesen ähnlich wie wir, als zu einem andern Ich in Beziehung setzen. Es ist dann eine gewisse Sympathie, die uns mit dem zu erforschenden Gegenstande verbindet. „Gleichgiltigkeit besteht nur, soweit Unkenntnis besteht.“ Erkennen und Lieben gehört eng zusammen. Nächst dieser Freude am Objekt bildet die Vorstellung des Zwecks den Uebergang von dem ästhetischen zu dem moralischen Gefühl.

Zweck ist gewollter Erfolg, beabsichtigte Wirkung. In diesem Sinne ist unser gesamtes Erkennen ein Wissen davon, wie wir auf gewisse Reize zu reagiren haben. Das Denken ist

in seiner Urgestalt die Anstrengung, unsre Lage zu verbessern, und enthält von vornherein den Zweckgedanken in sich. Es handelt sich dabei entweder um die Abwehr einer widrigen oder um die Herbeiführung oder das Festhalten einer angenehmen Empfindung. Der Erkennungsprozeß ist demnach ein Auffinden und eine Erinnerung der Mittel zur Abwehr oder Annäherung. Die Vorstellung dieser Abwehr oder Annäherung ist der dem Bewußtsein dunkel oder klar vorschwebende Zweck. Er ist von besondrer Bedeutung bei der Bildung der Ideen und Ideale. Ich kann z. B. die Idee (Begriff) eines Staates nur dadurch feststellen, daß ich mir vergegenwärtige, wozu ein Staat dienen soll und welchen Zweck er hat, nämlich eine Gemeinschaft von Menschen zu sein, in der der Widerstreit der Einzelnen aufgehoben und alle Kräfte zu einer Gesamtkraft vereinigt sind. Das Ideal eines Staates wäre die Vorstellung eines solchen Gemeinwesens, das geeignet ist, die höchste gemeinsame Kraftentfaltung zu erreichen, in dem also alle Merkmale oder Erfordernisse eines Staates als vollkommen gedacht werden.

Die Lust am Denkerfolg, das Interesse am Denkobjekt und die Zweckidee sind die Vorstufen des moralischen Gefühls. Dieses bezieht sich auf Willensverhältnisse und kann nur dort entstehen, wo eine Gemeinschaft von Menschen existirt. Der Einzelwille ist einseitig und egoistisch. Wo mehrere Menschen zu einer Gemeinschaft sich verbinden, ist es notwendig, damit die Gemeinschaft überhaupt bestehen kann, daß der Wille des Einen nach dem Willen des Andern sich richte, daß sich die verschiednen Begehrungen und Willen nach gewissen Gesetzen vereinigen. Auf diese Weise entstehen diejenigen gedachten Einheiten von Willen, die wir moralische Ideen nennen. Sie stehen vor der Seele des Einzelnen als Musterbilder für sein Wollen und Handeln und sollen in der menschlichen Gemeinschaft verwirklicht werden. Das immer wieder in dem Selbsterhaltungs- und Einheitstriebe der menschlichen Vernunft begründete Gefallen und Mißfallen der einzelnen Willensverhältnisse äußert sich in Lust- und Unlustgefühlen; die einander widerstreitenden Willen mißfallen, die harmonirenden gefallen. Das moralische Gefühl auf seiner höchsten Stufe ist sonach das Befriedigtsein darüber, daß alles bestimmt ist, in einer großen Einheit verbunden zu werden. Das geschieht durch Liebe, die nicht nur die Menschheit zu einem harmonischen Ganzen zusammenfassen will, sondern die ganze Welt. Sie findet ihren reinsten Ausdruck und ihre innerste Befriedigung darum allein in dem religiösen Glauben, der alles zur höchsten Einheit emporführt. Doch darüber ist hier, wo es sich nur um die Aufzeigung des seelischen Prozesses von den einfachsten Empfindungen bis zu den höchsten moralisch-religiösen Ideen handelt, nichts Ausführlicheres weiter beizufügen. Alles zusammen aber, von der Verbindung der Vorstellungen unter einander bis zur Ausbildung der moralisch-religiösen Ideen, ist das, was die innere Erfahrung ausmacht zum Unterschiede von der äußern, die ausschließlich auf Sinneseindrücken und Wahrnehmungen beruht.

* * *

Wenn ich, nachdem ich innerlich die höchste Stufe der seelischen Entwicklung erstiegen habe, nun mit einem Menschen in nähere und wiederholte Beziehungen trete, so werde ich nicht nur ein Bild seiner äußern Erscheinung gewinnen, sondern auch ein solches seiner Gefühls-, Denkungs- und Willensart, ein Bild seiner leiblich-geistigen Person, seines Charakters. In dieser Weise ist auch das Bild der Person Christi in den Jüngern entstanden. Sie sind mit ihm zusammengeführt worden, haben ihn nicht nur gesehn und sein Wort gehört, sondern sein Thun beobachtet, Interesse für ihn gewonnen und infolge dessen ihre ganze Aufmerksamkeit ihm zugewendet. Dadurch ist die Gesamtvorstellung seines Wesens in ihnen zu stande gekommen.

Das Bild des Meisters aber, das ihnen sich einprägte, konnte bei aller Aufmerksamkeit doch nicht genau der wirklichen Person Jesu entsprechen. Das hat seine Ursache in den erörterten psychischen Gesetzen. Die Jünger kamen mit gewissen Erwartungen, wenigstens mit einer Anzahl ganz bestimmter Vorstellungen zu dem Meister. Jeder von ihnen hatte schon einen mehr oder weniger festen Gedankenkreis, der durch die bisher von ihm gemachten Erfahrungen entstanden war. In diesen in jedem Jünger schon vorhandnen Gedankenkreis trat nun das Bild Christi ein. Hierdurch mußte es eine Umgestaltung erfahren, eine individuelle Färbung erhalten. Schon die ersten, einfachsten Wahrnehmungen und die durch sie angeregten Vorstellungen sind dem Wahrgenommnen nicht vollkommen entsprechend und spiegeln dieses nicht genau wieder, weil die neuen Vorstellungen mit den bereits vorhandnen sich vermischen und dadurch eine, wenn auch noch so geringe, Umänderung erleiden. Das gilt schon in Bezug auf das Bild der äußern Erscheinung, wie oben ausgeführt worden ist. Noch mehr muß es gelten für das Bild der ganzen Person, in deren Wahrnehmung und Vorstellung Körperliches und Geistiges, Anschauung und Gedanke sich verbinden.

Dadurch, daß die Jünger beständig mit Jesu zusammen waren, mußte freilich das Bild seiner Person infolge der wiederholten und fortdauernden Anschauung und des zwischen ihnen stattfindenden Gedankenaustausches desto schärfer sich ein- und ausprägen. Die ganze Gewalt seines Wesens und seiner Rede, die Wucht seiner Gedanken mußte desto leichter die eignen Gedanken der Jünger zurückdrängen, und je öfter diese Eindrücke sich wiederholten, desto siegreicher mußten sie werden gegenüber den individuellen Auffassungen der Jünger. Doch ein seinem ganzen Wesen völlig entsprechendes Bild Jesu konnte in ihrer Seele nicht entstehn. Sie mengten mancherlei eigne Gedanken und Vorstellungen in die von Jesus ausgehenden ein. Das Jesusbild in ihnen war daher nicht allenthalben gleich dem Jesus, der vor ihnen stand. Die verschiednen Fragen, die von den Jüngern an den Meister gerichtet wurden, beweisen, wie schwer es ihnen war, das ihnen sich bietende Neue mit dem in ihnen wohnenden Alten zu vereinigen. Das jüdische Messiasbild leistete dem gegenwärtigen Christusbilde da und dort erfolgreichen Widerstand.

Nur durch die Intensität des Eindrucks, den sie von Christus empfingen, und durch die stete Gemeinschaft mit dem Meister waren die Jünger vor fortgesetztem und jedes Verständnis ausschließendem Irrtum geschützt. Dazu kam noch der weitere günstige Umstand, daß sie einfache, schlichte Leute waren, Galiläer mit frischem, empfänglichem Gemüte. Denn je größer die Anzahl der Vorstellungen und Gedanken ist, die eine Seele in sich aufgenommen hat, und je inniger und fester sie zu einem Ganzen verbunden sind, desto schwerer muß es für neue Vorstellungen werden, einzudringen und Einfluß zu gewinnen. Desto sicherer werden sie entweder zurückgewiesen oder umgestaltet, weil desto mehr schon vorhandne Vorstellungen auf sie einstürmen und sie im Kampfe zu ihrer Art zwingen. Das ist der Grund jedes sogenannten Vorurteils. Das war auch die Ursache davon, daß den Pharisäern und Schriftgelehrten mit ihren feststehenden Anschauungen und vorgefaßten Meinungen, mit ihrem Gesetzes- und Buchstabenstandpunkte Jesus fremd bleiben mußte. Er wandte sich also an das Volk, an die, deren Vorstellungsleben einfacher und beweglicher war. In ihrem Gemüte war nicht so viel Entgegengesetztes, nicht so Starres zu überwinden, um dem Neuen Bahn zu brechen. Hier begreifen wir auch, warum Kapernaum und der See Genezareth die Lieblingsstätten Jesu und die Hauptorte seiner Wirksamkeit waren und in Jerusalem der Zusammenstoß erfolgen mußte.

Jesus aber blieb nicht für immer bei seinen Jüngern. Er ging von ihnen. Jetzt behielten sie nichts von ihm, als ein Erinnerungsbild. Auch dieses konnte nicht unverändert bleiben. Es hatte den Vorzug, daß es auf Grund von Wahrnehmungen und thatsächlichem Umgang gewonnen, dadurch wiederholt von neuem berichtigt und gefestigt worden war. Da aber Jesus seiner leiblichen Erscheinung nach den Augen der Jünger entschwunden war, mußte eine weitere Verarbeitung des von ihm zurückgebliebnen Bildes erfolgen. Es mußte sich verändern. Kein Erinnerungsbild gleicht vollständig dem gesehenen Gegenstande. Die Vorstellungen treten bei ihrer Wiederkehr in einen Vorstellungskreis ein, der sich inzwischen anders gestaltet

hat, und dadurch werden sie selbst umgestaltet. Dies und jenes wird hinzugethan, andres hinweggenommen. So entsteht ein dem gesehenen Gegenstand oder dem gehörten Worte, der bekannten Person zwar verwandtes und gewiß mehr oder weniger ähnliches, aber doch nicht völlig gleiches Bild. „Die Erinnerung verklärt oder verunstaltet." Jeder der Jünger hielt notwendig gerade die (leiblichen oder geistigen) Züge Jesu fest, die gerade seiner Individualität am meisten entsprechend gewesen waren. Jeder hatte also ein andres Christusbild als die andern. Daher die verschiednen Lehrtypen der Apostel. Ganz gewiß werden sie diese einzelnen Züge, die jeder behalten hatte, sich gegenseitig mitgeteilt und besonders hervorgehoben haben. Waren die Jünger „einmütig bei einander," so werden sie nicht schweigend, sondern redend, sich untereinander tröstend und ermunternd bei einander gewesen sein und da konnte nur das eine Thema „Christus" sie beschäftigen. Sie ergänzten und berichtigten sich gegenseitig ihr Christusbild. Ihr Nachdenken über den Meister wurde nicht mehr durch seine sichtbare Erscheinung unterbrochen, und so entstand allmählich ein geistiges Erinnerungsbild Christi, das zusammengesetzt war aus den einzelnen Zügen, die jeder Jünger aus seiner Erinnerung zu der Gesamtanschauung von Jesus beitrug. Wie aber durch die Erscheinungen des Auferstandnen dieses Bild noch weiter verändert werden mußte, kann erst dort erörtert werden, wo von den Einwirkungen Christi auf seine Jünger zu handeln sein wird.

Von den Jüngern haben dann die, die von den ersten Zeiten an bis heute zur Christengemeinde hinzukamen, das Bild Jesu empfangen. Die Jünger haben Christum gesehn und gekannt, wir nicht. Von seiner äußern Erscheinung können wir uns also, wie schon gezeigt, nur ein Phantasiebild machen. Ist nun das geistige Christusbild, das wir zu haben vermögen, das Gesamtbild seiner Person, auch durchaus nur ein Phantasiebild? Dieses gewiß nicht. Die Züge des leiblichen Bildes hat uns niemand gezeichnet, aber die Züge des geistigen Christusbildes stehen vor uns durch die Jünger, die Christum predigten, durch die Erzählungen der Evangelisten. Zwar auch nicht unmittelbar stehen infolgedessen diese Züge vor uns, sondern vermittelt durch Wort und Schrift. Sie sind durch die Auffassungsweise und Gedanken der ersten Jünger und vieler folgenden hindurchgegangen, sind aber ganz gewiß Züge Christi.

Nicht der sogenannte „ideale," ein bloß erdichteter, sondern der wirkliche lebendige Christus ist es, der hier vor uns steht, der Christus, wie er thatsächlich gelebt und der Seele der Jünger sich eingeprägt hat. Die Gemeinde, die in dem Zusammensein der ersten Jünger den Keim ihrer Entstehung hat, ist *wirklich* der Körper, die sichtbare Verbindung von Menschen, durch die die Eindrücke, die durch Christus hervorgerufen wurden in den Seelen der Ersten in dieser Verbindungsreihe, uns als etwas vollkommen Thatsächliches zugeführt werden. Der Unterschied zwischen uns und den ersten Jüngern besteht nicht darin, daß sie ein wirkliches Bild der Person Christi gehabt hätten und wir nur ein erdichtetes besäßen, sondern allein darin, daß sie ein nahezu unmittelbares, wir ein vielfach vermitteltes Christusbild haben. Vermittelt bis zu einem gewissen Grade war auch für die Jünger das Christusbild vermittelt insofern, als sie ihn nur wahrnehmen konnten durch ihre Sinnesorgane, und als sie ihn nur verstehen konnten vermittelst ihrer eignen Vorstellungen und Gedanken.

Der Unterschied zwischen nahezu unvermittelt und mehrfach vermittelt beginnt überhaupt da, wo solche zu Christo kamen, die ihn nicht gesehn und gekannt hatten, mit ihm nicht in thatsächlichem Umgange gewesen waren. Das ist auch der Unterschied zwischen dem Christusbilde der Urapostel und dem des Paulus, der weiterhin von der größten Bedeutung werden mußte, wie man auch die Christuserscheinung bei der Bekehrung Pauli deuten mag.

Wollen wir nun das Bild Christi so richtig und dem thatsächlichen so sehr als möglich entsprechend auffassen, so kommt es darauf an, mit Christo „gleichzeitig zu werden," d. h. uns in sein Leben und Wirken so vollständig als wir können zu versetzen, mit ihm in „ideellen Umgang" zu treten. Dadurch sind wir imstande, das, was er war und noch ist, was er that und noch thut, desto klarer und sicherer uns anzueignen auf Grund der geschichtlichen Quellen, die ihn uns darstellen. Wir müssen uns ihn vergegenwärtigen, ähnlich so, wie er vor seinen Jüngern gestanden hat. Das geschieht aber nicht nur mit Hilfe der Einbildungskraft, die einen Christus erdichtete, sondern durch die Vermittlung der Evangelien, ist also nicht etwas Willkürliches, sondern etwas Thatsächliches, hat reale Objektivität für uns. Wir sehen das wirkliche Bild Christi nur durch ein dichteres Medium als die Jünger, die ihm sinnlich näher waren. Doch was kann ein noch so dichtes Medium bedeuten in der Welt des Geistes? K

Christus

Geistliche Oper in sieben Vorgängen nebst einem Prolog und einem Epilog. Dichtung von Heinrich Bulthaupt. In Musik gesetzt von Anton Rubinstein.*)

Das diesjährige Musikfest in Stuttgart war in außerordentlicher Weise besucht. Vielleicht trug dazu nicht wenig der Umstand bei, daß für den Eröffnungsabend ein Werk zum ersten mal zur Aufführung gelangte, über das in weiten Kreisen schon viel gesprochen war, und von dem Großes erwartet wird. Es ist das oben genannte Rubinsteins. Der Komponist war selbst in die schwäbische Residenz gekommen, um die letzten Proben zu leiten. Bei der Aufführung, bei der er den Dirigentenstab schwang, war er der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und Bewunderung des Publikums. Das Werk fand begeisterten Anklang. Freilich war diese Aufführung gleichsam nur eine vorläufige Probe. Einerseits wurde das Werk nicht ganz zur Aufführung gebracht, man ließ zwei „Vorgänge" weg und kürzte auch sonst. Andrerseits wurde es im Konzertsaale aufgeführt, nicht im Theater, während es als „geistliche Oper" — wenn auch vielleicht nicht für das bestehende Theater — doch für einen Bühnenraum berechnet ist. Es wird beabsichtigt, das große Werk vollständig und dekorativ demnächst im Bremer Stadttheater aufzuführen. Man wird kaum imstande sein, sich ein abschließendes Urteil über diese „neue Kunstgattung" eher zu bilden, als bis alle Intentionen des Komponisten durch bühnenmäßige Aufführung zur Ausführung gekommen sind. Ebensowenig wie das „Bühnenweihespiel" Wagners im Konzertsaal zur vollständigen Geltung gelangen konnte, ebensowenig wird dies mit Rubinsteins Werk der Fall sein.

Eine „neue Kunstgattung" will der Komponist mit seinem „Christus" in die Welt einführen; im Musikdrama soll das Christlich-religiöse dem modernen Menschen nahe gebracht werden. Rubinstein will kein Oratorium in der Weise der Klassiker geben, auch nicht die Wege Johann Sebastian Bachs weiter verfolgen. Des letztern Passionsmusiken sind *kirchlich* gedacht und für *kirchliche* Zwecke bestimmt, obwohl sie heutzutage meistens in Konzertsälen aufgeführt werden. Aber auch die Gedanken Richard Wagners, von denen Rubinstein ja ohne Zweifel ausgegangen ist, sollen nicht fortgeführt werden. Nicht die weltliche Oper soll eine höhere Weihe durch religiöse Motive empfangen; vielmehr wird beabsichtigt, die religiöse Wahrheit des Christentums musikalischdramatisch dem gegenwärtigen Menschen verständlich zu machen. Rubinstein beabsichtigt in der That, einer neuen Kunstgattung, der „geistlichen Oper," mit seinem „Christus" die Bahn zu brechen.

Demgemäß hat er auch seine Tonsprache zu gestalten versucht. In sieben „Vorgängen" bemüht er sich, bei dem Hörer ein Verständnis von dem Lebenswerk und der weltgeschichtlichen Bedeutung des Erlösers zu erzielen. Musikalisch verwirft er dabei die Wagnerschen „Leitmotive," ebenso wie die Regeln der weltlichen Spieloper für ihn durchaus nicht maßgebend sind; es giebt für ihn keine abgeschlossenen Arien, Duette u. s. w. Jeder „Vorgang" stellt ein fortlaufendes Ganzes dar. Die Zeitungen berichten, daß, soweit das Werk in Stuttgart zur Aufführung

*) Op. 117. Textbuch als Manuskript gedruckt. Leipzig, Bartholf Senff.

gelangt sei, es einen überwältigenden Eindruck hervorgerufen habe. Wir lassen dies vorläufig dahingestellt sein. Aber indem wir weitere Kreise schon jetzt auf das aufmerksam machen, was hier geplant wird, sei es uns erlaubt, eine doppelte Frage aufzuwerfen, nämlich ob man vom christlichen Standpunkt aus die neue Kunstgattung zu begrüßen und etwa anzuerkennen habe, und sodann wie die Dichtung Heinrich Bulthaupts, die der Rubinsteinschen geistlichen Oper zu Grunde liegt, vom christlichen Standpunkt aus zu beurteilen sei.

Was den ersten Punkt betrifft, so wird er mit wenigen Worten zu erledigen sein. Das kann keinem Zweifel unterliegen, daß die dramatische Darstellung des Christlich-religiösen nicht auf die Bühne gehört, die sich gegenwärtig als Kunstinstitut ausgebildet hat. Selbst wenn wir ihr in Schillerscher Weise die Bedeutung einer moralischen Volksbildungsanstalt zuerkennen wollten — ihre moderne Entwicklung strebt bekanntlich gar nicht diesem Ideale zu —, so darf sie das, woran der Christ nur mit heiliger Empfindung denkt, woran er immer aufs neue sich religiös orientirt und die Kraft seines religiösen Glaubens stärkt, doch nicht einfach zum Gegenstande der künstlerischen Behandlung machen. Es würde dies, wenn auch noch so dezent und künstlerisch gut ausgeführt, doch den weitesten Kreisen zum Anstoß gereichen. Wir begreifen, daß es von christlicher Seite unangenehm empfunden wurde, wenn in Gerhart Hauptmanns Hannele der verklärte Christus auf der Bühne erschien, obwohl dies unter anderm Namen und ausdrücklich als Traumgesicht geschah. Aber die Grenze wäre weit überschritten, wollte man der Bühne die theatralische Reproduktion der heiligen Geschichte zugestehen, von deren Boden der christliche Glaube ausgegangen ist. Etwas ganz andres ist es, wenn ein Bach, ein Mendelssohn, ein Händel u. s. w. die Musik dazu verwendeten, die religiöse Wahrheit dem menschlichen Gemütsleben unmittelbarer verständlich zu machen, als es auf dem verstandesmäßigen Wege möglich ist. Wenn wir hinzu nehmen, daß sie dabei den biblischen Text zum Gegenstande der musikalischen Komposition machen, so wird dadurch das christliche Gefühl nicht nur nicht verletzt, es wird zur religiösen Erhebung geführt. Unter dieser Bedingung könnten wir prinzipiell auch nichts dagegen haben, wenn nicht nur durch das Mittel der Musik, sondern zugleich durch das der dramatischen Darstellung die heilige Geschichte uns vorgeführt würde, wobei wir annehmen, daß dieses im Dienste der Religion geschehe. Wir wollen die Leistungen, die uns in Oberammergau vorgeführt werden, nicht etwa als mustergiltig ansehen. Wir können uns denken, daß die Passionsgeschichte noch viel ergreifender und künstlerisch vollendeter aufgeführt wird. Bekanntlich ist ja die musikalische Seite bei diesen Passionsspielen schwach: aber das wird von den meisten Seiten anerkannt, die dramatische Vorführung wirkt gewaltig auf das religiöse Gemüt. Es stellt sich also darin ein Mittel religiöser Erbauung dar, für das die gegenwärtigen Menschen viel Verständnis haben. Das nur würden wir nicht vertragen können, daß diese Passionsspiele in unsern Theatern aufgeführt würden; wir würden daran entschieden Anstoß nehmen. Sie könnten nach den nun einmal bestehenden Verhältnissen dort nicht in den Dienst der religiösen Erbauung gestellt werden. Soll dies geschehen, so bedürfen wir — um mich so auszudrücken — einer andern Bühne; wir können die nicht gebrauchen, die faktisch im Dienste der weltlichen Interessen, der weltlichen Vergnügungen, oftmals des zu verwerfenden Sinnenreizes steht. So sehr ist dies Gefühl durchschlagend, daß man ja auch für die Volksschauspiele zur Wiederbelebung des kirchlichen Interesses, die Lutherfestspiele u. s. w. meistens eine besondre Bühne erbaut hat. Niemand sieht diese Schauspiele für etwas Unberechtigtes oder gar für eine Verirrung an; sie haben Gutes gewirkt und werden vielleicht in der Zukunft noch größere Bedeutung gewinnen. Aber in unsre weltlichen Theater gehören sie nicht, sie sollen auch nicht hinein, wenn man sie hineinbringen könnte. Handelt es sich also bei der „neuen Kunstgattung," die Rubinstein mit seiner „geistlichen Oper" einführen will, um die dramatisch-musikalische Vollendung dessen, was bisher etwa in den Oberammergauer Passionsspielen geboten wurde, so haben wir prinzipiell nichts dagegen einzuwenden unter der Voraussetzung, daß diese Kunstgattung nicht in das bestehende Theater gebracht wird. Insofern halten wir es allerdings für einen Mißgriff, daß die erste vollständige Aufführung im Bremer Stadttheater stattfinden soll. Aber das darf uns nicht Veranlassung werden, den Gedanken selbst zurückzuweisen, der hier zum ersten mal reale Gestalt annimmt. Im Gegenteil, wir können nicht ohne freudiges Interesse den Entwicklungsgang verfolgen, den die darstellende Kunst genommen hat. Ausgehend in ihren unvollkommnen und kindlichen Anfängen von dem religiösen Kultus kehrt sie in hoher Vollendung zum Dienst der religiösen Idee zurück. Nur eins muß dabei strenge Beachtung finden, nämlich daß sich der dichterische Sinn auf dem religiösen Gebiete nicht so frei bewege wie auf andern Gebieten, daß er sich hier vielmehr an strenge Grenzen binde, die er nicht überschreitet. Und damit sind wir der zweiten Frage nahe getreten, die wir besprechen wollten: Ist der Text, der unsrer geistlichen Oper zu Grunde liegt, in richtiger Würdigung der vorliegenden Aufgabe verfaßt?

Der Text zu dem „Christus" von Rubinstein ist von Heinrich Bulthaupt, einem Manne, der als Schriftsteller (auch Verfasser der „Dramaturgie der Oper") und Dichter einen sehr geachteten Namen hat, und gewiß mit Recht. Aber wir meinen daß er der hier zu lösenden Aufgabe doch sich nicht völlig gewachsen zeigte. Dabei wollen wir anerkennen, daß die Dichtung manche schöne Seite hat, auch daß sie für die musikalische Komposition in verständnisvoller Weise geschrieben ist. Aber zuerst: wie soll es möglich sein, daß das ganze Leben des Heilandes in den einem solchen Werke gesetzten Schranken zur Anschauung gebracht wird? Diese „geistliche Oper" hat sieben „Vorgänge" nebst Prolog und Epilog. Was wird uns hier geboten? Im Prolog die Weihnachtsgeschichte mit der Anbetung der Könige, im ersten Vorgang die Versuchung Jesu, im zweiten die Taufe Jesu, im dritten die Lehrthätigkeit des Heilandes, die Brotspende, seine Verkündigung der Sündenvergebung (Maria Magdalena) und seine Auferweckung des Jünglings von Nain, im vierten die Tempelreinigung und der Verrat des Judas, im fünften die Salbung, die Abendmahlseinsetzung, Gethsemane, Gericht vor dem Hohenrat, im sechsten das Gericht vor Pilatus (sehr eingehend), im siebenten die Kreuzigung und im Epilog Ausblick auf die Verbreitung des Christentums durch die Apostel, besonders Paulus. Die Ueberladung mit Stoff ist hier so gewaltig, daß man vermuten kann, es werde unmöglich sein, das Kunstwerk im Zusammenhang an einem Abend zu genießen. Aber auch abgesehen davon muß man es als einen Mißgriff ansehen, eine solche Fülle von Begebenheiten zusammenzudrängen. Gerade dann, wenn von einer solchen Darstellung religiöse Anregung und Begeisterung ausgehen soll, darf man nicht ein solches Uebermaß darbieten, das in einem Zusammenhang mit innerster Teilnahme zu genießen kaum irgend jemandem möglich sein wird.

Aber prüfen wir nun das, was uns dargeboten wird, auf seinen Inhalt. Können wir sagen, daß sich unser religiös-christliches Verständnis und Empfinden überall befriedigt fühlt? Bei den Bachschen Passionsmusiken ist der biblische Text zu Grunde gelegt. Wir wollen nicht verlangen, daß in einer dramatischen Oper dieselbe Forderung in strengster Weise müßte geltend gemacht werden. Das würde unmöglich sein; giebt man das Recht der musikalisch-dramatischen Formung zu, so muß man auch das Recht eigentümlicher und freier dichterischer Gestaltung anerkennen. Aber — so setzen wir hinzu — diese muß sich doch an das biblische Vorbild halten, sie darf nirgends dagegen verstoßen, sie muß den biblischen Typus bewahren. Der religiöse Glaube fühlt sich sofort unangenehm berührt, sobald davon abgewichen wird. In dieser Beziehung aber sind wir gezwungen, gegen den Dichter unsers Werkes ernste Vorwürfe zu erheben. Die Gestaltung, die er sogleich dem Prolog giebt, müssen wir beanstanden. Selbstverständlich gestatten wir ihm, die reichste poetische Ausschmückung der Geburt des Heilandes zu dem Zwecke zu geben, deren weltumfassende und beseligende Bedeutung verständlich zu machen. Indem er das thut, würde er nur den heiligen Urkunden des Christentums selbst folgen. Aber wir gestatten zweierlei dem Dichter nicht.

Zuerst nicht, daß er das, was selbstverständlich nur ideale Wahrheit und Symbolik ist, als etwas Wirkliches, als etwas, was in dieser Welt der irdischen Wirklichkeit passirt, behandelt. Und zweitens, daß er uns unbiblische Zusätze macht, die dem Gebiete der außerbiblischen Sage zugehören. In beide Fehler verfällt der Dichter. Der letztere Fehler ist besonders unleidlich. Statt der biblischen Magier aus Babylonien treten drei Könige mit Gefolge auf, einer aus dem Westen, einer aus „Nordland“ und einer aus Indien. Dadurch erhalten wir im Prolog geradezu den Eindruck, nicht daß uns das geschichtliche, welterlösende Leben Jesu vorgeführt werden soll, sondern daß wir den Boden der Mythologie und der dichtenden Sage betreten. Und dieser Eindruck wird durch den ersten „Vorgang“ bestärkt. Abgesehen davon, daß hier die Reflexionen in dem Monologe Jesu recht disputabel sind — der auftretende Satan, der aus dem Boden hervorsteigt, „eine todblasse, ganz in Schwarz gehüllte Gestalt mit schwarzen Drachenflügeln,“ erweckt doch gar zu sehr die Empfindung des Mythologischen. In welcher Weise Matth. 4 mit den Parallelstellen aufzufassen ist, darüber kann heutzutage kaum ein Zweifel bestehen. Wir fürchten, daß der Dichter davon keine Notiz genommen hat. Wäre es der Fall gewesen, so würde er gewiß Mittel und Wege gefunden haben, um hier den Schein zu meiden, als handle es sich um Vorgänge in der irdischen Wirklichkeit. Wir fürchten zu sehr auf das Einzelne eingehen zu müssen, wenn wir alles namhaft machen wollten, woran wir Anstoß nehmen. Gewiß zeugen manche Stellen von der außerordentlichen dramatischen Gestaltungsgabe des Dichters; auch davon, wie glücklich er zusammenfassen kann, um dadurch eine ergreifende dramatische Wirkung zu erzielen. Es tritt dies namentlich im dritten Vorgang uns entgegen. Zuerst wird Jesus als der Prediger der Gerechtigkeit des Gottesreichs geschildert; aber das Volk murrt und will Brot. Jesus speist es in unmittelbarem Anschluß daran mit Brot. Aber die Pharisäer erheben ihre Opposition, weil er sich als den hinstellt, der gesandt sei, die Sünde zu vergeben. Hier wird die Ehebrecherin Joh. 8 ohne weiteres mit Maria Magdalena identifizirt und Luk. 7 in die Oeffentlichkeit verlegt. Endlich steht Jesus als der Totenerwecker da; es folgt die Erweckung des Jünglings von Nain. Man könnte nun sagen, der dichterischen Lizenz müsse das erlaubt sein. Gerade durch solche Zusammenfassung wirke bei einer dramatischen Vorführung der religiöse Gedanke, daß Jesus nicht nur der Verkündiger der wahren Gerechtigkeit sei, sondern zugleich der Helfer der Menschen in aller Not, Sünde und Tod. Wir geben das zu; aber es sind doch alles Kombinationen, die ein schriftkundiger Christ sofort als bedenklich empfindet, und wir können uns immer und immer wieder des Gedankens nicht erwehren, daß die Fülle dessen, was hier vorgeführt wird, zu groß ist.

Wir bescheiden uns, auf einiges hingewiesen zu haben, was für die hier in Betracht kommende Dichtung nicht ohne Bedeutung ist. Die Zeit wirds lehren, ob diese neue Kunstgattung sich Anerkennung erwirbt und ob sie sich einbürgert. Wir sind begierig zu hören, welchen Eindruck das Rubinsteinsche Werk zunächst in Bremen hervorrufen wird. Unsrerseits sind wir überzeugt, daß diese neue Kunstgattung nur dann Berechtigung hat, wenn sie außerhalb der weltlichen Bühne kultivirt wird. Teichmann

Leonarda

Schauspiel in vier Aufzügen von B. Björnson

Der große Streit zwischen Pflicht und Neigung, der unser Leben ausmacht, ist der Gegenstand des Björnsonschen Dramas (Reclams U.-B. 1233). Nicht als ob der Dichter das darin liegende Problem behandeln wollte — die Tendenz des Stückes liegt, wie wir später noch sehen werden, ganz wo anders —, aber der Grundakkord, der durch das Ganze hindurchklingt und uns in seiner reinen Harmonie bald in eine Welt des Glücks versetzt, bald uns wieder durch seine herbe Dissonanz zeigt, daß das Leben ein Kampf ist und wir mitten im Kreuzfeuer stehen, ist jener Streit.

Leonarda hatte sich in früher Jugend verheiratet, sie war

wohl „verhandelt“ worden von ihren Eltern an einen leichtsinnigen jungen Offizier, der ihrer durchaus unwürdig war. Zu spät ward sie sich bewußt, was sie von dem Leben und ihrem Gatten erwartete: ein stilles Glück des gegenseitigen Verstehens und Verstandenseins, ein geistiges Miteinanderleben. Nun sah sie ein, wie wenig ihr Rosen, ihr Mann, das zu geben vermochte, wie wenig ihre feinorganisirte innerliche Natur, die nur geistigen Genuß kannte, sich vertrug mit jenem äußerlichen gemütslosen Menschen, an den sie nun, nach dem Urteil der Welt wenigstens, gekettet war. Aber sie sah nicht ein, daß sie eine Aufgabe an Rosen zu erfüllen hatte: die Pflicht der Arbeit an ihm. Noch suchte sie nur ihr Glück, denn die Jugend glaubt ein Recht auf Glück zu haben, und weil sie es in seiner Umgebung niemals finden zu können meinte — ließ sie sich scheiden.

Nun zog sie mit ihrem Pflegekinde Agathe in eine kleine, weltfremde Stadt, wo niemand sie und ihre Geschichte kannte; dort lebte sie in stiller Abgeschiedenheit, sich allein der Erziehung Agathens widmend. — Doch bald kam ihr der Gedanke, sie dürfe Rosen nicht seine eignen Wege gehen lassen, die ihn nur weiter abwärts führen könnten; sie ersuchte ihn daher, sich in ihrer Stadt niederzulassen — und er kam!

Es ist hier der Ort, darauf hinzuweisen, daß Rosen immer, wo er auftritt, eine durchaus passive Rolle spielt, was psychologisch ganz erklärbar ist. Schwache Naturen ohne Willen und Charakter brauchen jemand, an den sie sich anklammern können; tritt ihnen ein starker Wille entgegen, so können sie sich diesem Einfluß — er sei nun gut oder böse — nicht entziehen; hört aber jener persönliche, direkte Einfluß auf, so gehen sie wieder den leichten und bequemen Weg sinnlichen Genusses. So stand es auch mit Rosen.

Bald drang das Gerücht von Leonardas Vorleben auch in die kleine Stadt; ja Hagbart, der Pflegesohn des dortigen Bischofs, wagte es, sie in einer öffentlichen Versammlung ein „zweideutiges Frauenzimmer“ zu nennen. Leonarda war entrüstet und — schwieg.

Hier setzt nun das Stück ein. Hagbart, der sie öffentlich geschmäht, kommt zu ihr und gesteht ihr — seine Liebe zu Agathen und bittet um deren Hand. Wir begreifen, welche Empfindungen bei diesem Geständnis Leonardas Brust durchziehen, wie das Gemisch von Entrüstung, Erstaunen und Schmerz sie fast niederdrückt. Agathe, der sie bisher ihr Leben geweiht, für die allein sie gesorgt und gebangt, schenkt ihr Herz, das bisher nur für ihre „Tante“ schlug, einem andern, und sie steht allein, ist verlassen! Aber als sie sieht, daß Hagbart ihrer wert ist, wert im besten, tiefsten Sinne des Wortes, da tritt sie gern zurück und läßt andre glücklich sein. Wie eine trübe Erinnerung an vergangnen Schmerz klingt ihr Segenswort: „So, denke ich, daß ihr einander nicht täuschen werdet.“

Ein Hindernis steht noch im Wege: Hagbarts Pflegevater, der Bischof, wird mit der Werbung nicht einverstanden sein. Er glaubt an das Gerücht, das Leonarda verurteilt, ohne sie zu kennen. Zwar hat er Agathen lieben gelernt, aber von der Mutter will er nichts wissen: „Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, daß du eine Frau in meinen Umgang hereinziehst, die nicht einmal den Namen ihres Mannes trägt, ja wir wissen nicht einmal, wer ihr Mann war. Sie hat sich im Auslande vermählt und wieder scheiden lassen; von ihrem spätern Leben wissen wir auch nichts, es ist kaum untadelhaft gewesen. Seitdem sie sich hier ansiedelte, hat sie nicht ein einziges mal die Kirche besucht. Ihr ganzes Auftreten hier war obendrein höchst exzentrisch, und nun, in der letzten Zeit, gestattet sie einem Manne, der einen schlechten Ruf hat, täglich in ihrem Hause zu erscheinen.“ (S. 23.) Hagbart bittet den Bischof sie wenigstens zu besuchen, aber die Rücksicht auf die Gemeinde zwingt ihn, wie er sagt, seinen Besuch zu unterlassen; er dürfe „keinen Anstoß geben.“ In einem Briefe, den er an Leonarda hinter Hagbarts Rücken schreibt, erklärt er sich mit der Werbung Hagbarts einverstanden, zwischen ihm und ihr jedoch dürften keinerlei Beziehungen bestehen.

So sehr Leonarda in den letzten Jahren nur für andre lebte, jetzt will sie wenigstens an deren Glück teilnehmen, mit ihnen zusammen eine Häuslichkeit haben, die ihr früher versagt

war. Auch weiß sie, daß Agathe eine solche Zurücksetzung ihrer inniggeliebten Pflegemutter nicht ertragen würde. So entschließt sie sich, selbst zum Bischof zu gehen, um ihn zu einer Aenderung seines Beschlusses zu bewegen.

Es ist von eigentümlichem Reiz, einen Vergleich zwischen Leonarda und dem Bischof anzustellen. Beide haben anscheinend ein schweres Leben hinter sich, voll Mühe, Entsagung und strenger Pflichterfüllung, beide haben fleißig an sich gearbeitet — das Resultat ist ganz verschieden. Den Bischof hat das Leben hart gemacht, ihm die Fähigkeit des milden Urteils benommen, das aus der Lage des Mitmenschen heraus gefällt wird; er ist gleich mit seiner „Erfahrung" bei der Hand, die er dem Jüngern ersparen will; aber die Jugend läßt sich durch solchen vielleicht wohlgemeinten, aber von oben herab erteilten Rat selten beeinflussen. Leonarda ist zwar ernst geworden mit den Jahren, sehr ernst, aber sie hat sich herzliches Mitgefühl und liebevolles Eingehen auf Gefühle und Stimmungen bewahrt, die sie in der Jugend wohl auch durchmachte. So ist ihr Einfluß auf Agathe viel größer, als der des Bischofs auf Hagbart. Sie tritt jenem mit imponirender Ruhe entgegen, sie hilft ihm selbst, das auszusprechen, was er als Grund seiner Abneigung gegen sie nicht anzugeben wagt; so nötigt sie ihm wenigstens die Achtung ab, die sie beanspruchen darf.

Nur in diesem Aufzug merken wir etwas von einer Tendenz des Stückes. General Rosen darf im Hause des Bischofs verkehren, wenn auch „man ihn fast wohl einen Trunkenbold nennen darf; jedenfalls ist auch außerdem seine sittliche Lebensführung gewiß mehr als problematisch." „Aber er hat sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet, er besitzt gesellschaftliche Talente und hat gute Verbindungen; so ist das Leben nun einmal."

Hagbart: „Kann man aber dann die Frau Falk zurückweisen?" Bischof: „Sie ist eine Frau." Der Bischof macht also einen Unterschied in der Beurteilung der Moral des Mannes und der Frau: dem Manne darf man seine Vergangenheit nicht vorhalten, man muß sie vielmehr zu ignoriren suchen. „Giebt es denn nichts," fragt Leonarda den Bischof, „das als Sühne für eine Vergangenheit betrachtet werden könnte — die Sie übrigens nicht kennen?" Es ist der Gegensatz zwischen äußerlichen und innerlichen Naturen, der hier mit hereinspielt. Der Bischof kennt nur eine Sühne, die unter Erfüllung äußerer Gebräuche vollzogen wird; von jener innerlichen, die in treuer Hingebung und stillem Kampf den „Dämon des Vergangnen" zu besiegen sucht, weiß er nichts.

Doch wenden wir uns dem Gespräch des Bischofs mit Leonarda wieder zu! Sie möchte ihn überzeugen, „daß ein Mensch beurteilt werden soll nicht nach dem, was er gefehlt, sondern nach dem, was er aus sich gemacht hat"; sie glaubt Anerkennung und Duldung für sich verlangen zu können. Als sie aber sieht, daß für diesmal ein Zugeständnis von ihm zu erlangen nicht möglich sei, will sie ihm wenigstens seinen Brief zurückgeben, um ihm noch Zeit zur Ueberlegung und zu milderm Urteil zu lassen. Aber in der Eile hat sie den Brief zu Hause liegen lassen. Agathe erkennt die Schrift, liest ihn und eilt in der ersten schmerzlichen Entrüstung zum Hause des Bischofs, wo sie Leonarda und Hagbart trifft. Voll Zorn wendet sie sich gegen diesen, der ihr verschwiegen, wie ihre Pflegemutter „verkauft" wird. Aber noch ein andres Weh ist es, das sie zu solchen Worten verletzenden Zornes treibt: in der höchsten Aufregung entschlüpft ihr ein Gedanke, der vorher kaum bewußt in ihr schlummerte: „Nun weiß ich es, was eine Ahnung mir schon zugeflüstert, er liebt nicht mich!"

Wer dem Stück bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird jene Worte gleich verstehen. Hagbart war vom Bischof erzogen in Abgeschlossenheit von der Welt und ihrem Einfluß, den Blick nur auf seinen künftigen Beruf, die Theologie, gerichtet. Nach langer Krankheit schickt ihn der Arzt zur Genesung in ein Bad; hier sah er zum ersten mal ein Stück Welt, Agathe trat ihm entgegen, und ihr natürliches, einfaches, ungezwungnes Wesen fesselte ihn ganz. Nun lernte er Leonarda kennen, hier fand er jene Eigenschaften, die ihm Agathe so teuer gemacht hatten, wieder, nur viel ausgeprägter, mehr geläutert und verbunden mit jenem ihm so sympathischen Lebensernst, den er an seiner Braut naturgemäß vermißte. Sprach er mit Agathen, so redeten sie nur von Leonarda und einten sich in bewunderndem Aufschauen zu ihr. Das Verhältnis Hagbarts zu beiden tritt zuerst dem Leser in einem Gespräch des Bischofs mit ihm entgegen:

Hagbart: „Siehe, ich habe mich in diesen letzten Tagen gar nicht von ihr losreißen können." Bischof: „Ah, also mit ihr hast du dich besonders unterhalten?" Hagbart: „Ganz gewiß, ja — freilich, ja — aber auch mit Agathen."

Nun sprach Agathe plötzlich aus, was alle fühlten. Und Leonarda? Sicher war auch in ihr schon jenes Gefühl erwacht, aber sie hatte ihm keinen Raum gegeben und zum Nachdenken darüber sich keine Zeit gegönnt, sie hatte Wichtigeres, als an sich zu denken! Auch hatte sie wohl Hagbart zu wenig beobachtet und war selbst zu bescheiden, um die Größe und den Grund seiner Liebe zu ihr ermessen zu können. — Nun wars zum Ausdruck gekommen, was lange geschlummert, nun war es ihre Aufgabe, einen Weg zu finden, auf dem die andern alle glücklich würden; was aus ihr würde, wagte sie nicht zu denken.

Agathe war hinauf ins Gebirge, um in Ruhe und Einsamkeit Zeit zum Nachdenken zu haben. Auch Hagbart war fort, aber bald trieb es ihn wieder zurück — zu ihr. Es sollte alles klar werden zwischen ihnen, sie mußten sich aussprechen; was dann weiter geschehen sollte — wußte er noch nicht. Ruhig gesteht er ihr, wie er sie liebt, und weiß es zu zeigen, wie er sie versteht: er sagt ihr ihre eignen Gedanken, er spricht von den Täuschungen, die sie im Leben erlitten, als hätte er sie miterlebt; ja Leonarda muß ihm antworten: „Ach, so verstanden zu werden, hielt ich fortan für unmöglich." — „Und," fragt er sie, „wenn dir dann Liebe geboten wird, echt und ungemessen, Gott, dann zagst, dann zitterst du?" (S. 48.)

Hagbart achtet nur auf sein und ihr Glück, er vergißt, um welchen Preis es erkauft ist, und dächte er daran, es wäre ihm keine Schranke. Auch sie ist so berauscht von dem gebotnen Glück, das ihr zum erstenmal im Leben in den Schoß fällt, daß sie nicht vermag, ihm mit Gründen entgegenzutreten; denn in den höchsten Augenblicken des Lebens versagen unsre Gründe. Doch weiß sie auch jetzt noch die „Dämonen ihrer Brust zu lenken"; sie hat Selbstbeherrschung genug zu widerstehen, wo sie nicht ohne ruhiges Nachdenken und Abwägen einwilligen darf: sie bittet ihn zu gehen, bis sie sich entschieden. Er deutet jene Bitte anders, zu seinen Gunsten und erfüllt sie, er sah sie für lange Zeit, vielleicht für immer zum letzten mal.

Doch auch jetzt wird Leonarda die gewünschte Stille nicht gegönnt. Agathe kehrt zurück, „im Arm ein Füllhorn von Versöhnung und Liebe." Die letzten Ereignisse haben sie um vieles ruhiger und reifer gemacht, ohne daß sie jene Kindlichkeit eingebüßt hätte, die ihr so schön steht. Dort oben in der Einsamkeit, wo sie allein war mit sich selbst, kam ihr der Gedanke, wie schön es wäre, wenn sie ihrer Tante für alle Liebe, die sie ihr gezeigt, für alle Sorgfalt der Erziehung, die ihr zu teil wurde, ein rechtes Dankopfer darbringen könne, das ihr selbst recht viel koste. Und so will sie gern um Leonardas willen auf Hagbart verzichten. „Wie herrlich, wenn Tante einen fände, den sie recht — recht herzlich lieben könnte, und — den ich ihr zugeführt?" So schön das Opfer ist, das sie bringen will, so wahrhaft groß das Gefühl, aus dem es hervorgeht, so naiv ist auch andrerseits die Gesinnung, die es verrät: sie kommt gar nicht auf den Gedanken, daß Leonarda das Opfer nicht annehmen werde, und das liegt doch so nahe! Wie kann die, deren Aufgabe es zu sein scheint, andre glücklich zu machen, ein solches Geschenk annehmen, das sie wie einen Raub davontrüge? — Leonarda umarmt sie mit den Worten: „Agathe, ich bewundre, ich liebe dich, ich bin stolz auf dich!" Solche Hingebung ist die schönste Frucht ihrer Erziehung! Aber als sie nun an sich selbst denkt, sieht sie auch, daß ihre Aufgabe an Agathen nun vollendet ist, ihr Leben abgeschlossen; von ihm ist kein Glück mehr zu erwarten. Der Gedanke, daß sie den Höhepunkt nun überschritten, stürmt so auf sie ein, daß sie unter seiner Last zusammenbricht, das Ergebnis ihres schweren Sieges der erschrocknen Agathe mit den Worten vertrauend: „Es war, mein Kind, es ist — es ist etwas, was mitunter

kommt während des Uebergangs vom Sommer zum Herbst.“ (S. 55.)

Nun sind nur die letzten Schritte noch zu thun. Die Stadt muß sie verlassen, und eine Aufgabe hat sie zu erfüllen: an Rosen. Die stille Arbeit an ihm wird ihr nun Lebenszweck sein!

Hagbart und Agathe darf sie jetzt nicht wiedersehen; sie würden ihre Motive noch nicht billigen, ihre Handlungsweise nicht ganz verstehen können. Für sie giebt sie dem Bischof einen Brief, der den Wunsch enthält, sie möchten glücklich sein in der Liebe zu einander und zu ihr, wie sie es in den ersten Tagen ihres Brautstandes auch waren. „Agathe liebt ihn,“ sagt sie zum Bischof, „und da sie beide mich lieben, — so dachte ich, wenn ich nur erst fort wäre — und sie wüßten, daß es mein Wunsch ist, — ja, da dachte ich, sie würden einander schon wiederfinden und zunächst sich begegnen in ihrer gemeinsamen Liebe zu mir; ich hoffe das, sie sind beide so jung.“

Leonardas letzter Sieg aber sollte der über den Bischof selbst sein: er steht in stummer Bewunderung vor solcher Aufopferung; nun sieht er, wie falsch er sie verstand, wie wenig er sie zu schätzen wußte! „Ich habe sie,“ sagt er später zu Hagbart, „zu früh und zu streng beurteilt; das ist eine unsrer Schoßsünden, und ich habe zu viel Rücksicht auf die Menschen genommen; ich besaß zu wenig der Liebe, die uns den Mut geben soll, das Rechte zu thun. Und sie, die ich unter mir stehend wähnte, sie, sie hat mich das einsehen gelehrt.“

Vom Inhalt des Stückes mußte mehr verraten werden, als wünschenswert erschien, aber das gerade hier unerläßliche Eingehen auf die Charaktere erheischte auch ein Eingehen auf die Handlung. Immerhin findet der Leser des Stückes noch eine Fülle interessanter Nebenpersonen, treffender Gedanken und eine spannende Nebenhandlung, die hier außer acht gelassen werden konnte. — Gewiß kann man allerlei Bedenken gegen das Stück erheben, sachliche sowohl als formelle — letztere sind wohl zum Teil der Uebersetzung zur Last zu legen, die übrigens wenig Mängel aufweist — aber warum soll ich durch deren Aufzählung dem Leser, der sie nicht sieht, den Genuß verderben? Wer die Thatsachen ganz abstrakt nimmt, sie aus ihrem Zusammenhang löst, wird vielleicht Anstoß daran nehmen, wie eine Frau sich zu ihrem geschiednen Manne verhält, oder wie ein junger Mensch sich zuerst in ein Mädchen, dann in deren Pflegemutter verliebt; aber wer versucht in das Seelenleben der handelnden Personen einzudringen, wer ihren Motiven nachgeht und sie zu würdigen versteht, dem wird ein Anstoß nach dem andern schwinden.

Wie steht es nun schließlich mit jenem Streit der Pflicht und der Neigung? Die Besprechung hielt einen jedesmaligen Hinweis darauf für überflüssig; der Leser des Stückes wird von selbst darauf geführt. Siegt hier wirklich die Pflicht in herber Unerbittlichkeit, die den gewissenhaften Menschen unter ihr ehernes Gesetz zwingt? So ist es hier nicht! Die opferwillige Liebe trägt den endlichen Sieg davon, die Liebe, die nicht das Ihre sucht. Die Liebe, deren einziges Glück ist, andre zu beglücken; darin findet sie ihren schönsten Lohn!

Pl

Verschiedenes

(Theodor Parker in seinem Leben und Wirken) Von A. Altherr. St. Gallen, Wirth, 1894. 405 S. 4 Mk.

Heutzutage, da infolge des steigenden Weltverkehrs die Menschen verschiedensten religiösen Bekenntnisses immer mehr durch einander gemischt werden, haben wir in erhöhtem Maße die Aufgabe, fremde Eigenart wohlwollend zu studiren und die Zeugnisse wahren höhern Lebens freudig anzuerkennen, auch wenn uns manches daran seltsam und wenig sympathisch anmutet. Wir erweitern damit unsern geistigen Horizont und gewinnen manche segensreiche Anregung für unser eignes religiöses Denken und Leben. Wie fremd ist uns im allgemeinen die Geisteswelt des großen amerikanischen Freistaates! Das Wenige, was wir gemeinhin davon vernehmen, klingt so oft nicht erbaulich und zeigt meist einen Stich ins Fratzenhafte und Bombastische. Um so dankbarer begrüßen wir eine Schrift, die aus den Quellen schöpfend in anschaulicher und beredter Sprache Leben und Wirken des unstreitig geistreichsten und originellsten amerikanischen Theologen, Theodor Parkers, schildert. Wie immer wir über die wissenschaftlichen Positionen Parkers urteilen mögen, sein furchtloser Wahrheitsmut, sein glühender Eifer für das, was er einmal als recht und gut anerkannt hatte, seine heldenhafte Charakterstärke in Freud und Leid, in gesunden und kranken Tagen nötigen uns Achtung, ja Bewunderung ab. Es lebte viel von Luthers Derbheit, aber auch von des Reformators hohem Heldensinn in diesem Amerikaner. Parker, geboren den 24. August 1810, gestorben den 10. Mai 1860, war ein außerordentlich begabter Mensch, sodaß er in einem Maße, wie es nur ganz selten einem Sterblichen verliehen ist, das Wissen seiner Zeit beherrschte. Spielend bewältigte er eine Menge von Sprachen, aber mit gleicher Leichtigkeit arbeitete er sich in alle Zweige der Naturwissenschaften hinein. Ja es gab kein menschliches Forschen und Streben, dem dieser hochbegabte und äußerst arbeitsfreudige Mann nicht ein lebhaftes Interesse entgegengebracht hätte. Er war Theologe, Philosoph, Geschichts- und Naturforscher und vereinigte damit eine großartige praktische Wirksamkeit, wobei er noch zu einem lebhaften Freundesverkehr Zeit fand. Wenn den Amerikanern vor allem nur das Quantitative imponirt, so ist darin Parker ein echter Sohn seiner Heimat, daß es ihn zu einem Riesenmaß von Wissen und Arbeit drängte. Das lange anhaltende Sinnen über einen Gegenstand, die sorgsame, wohl abgewogne, harmonische Verarbeitung eines Themas war weniger seine Sache. Ein Mann von lauterster Gesinnung und großer religiöser Wärme fühlte er sich stark genug, unabhängig von allen Autoritäten die letzten großen Rätsel des Daseins zu deuten und insonderheit alle die Fragen, die die theologische Wissenschaft betreffen, zu beantworten. Man wird oft seinen Subjektivismus maßlos, seine Meinungen bizarr, seine Polemik übertrieben finden, aber man wird immer von dem äußerst geistreichen und originellen Denker, von dem feinen Psychologen, von dem hochherzigen Menschenfreund lernen können. Altherr hat es in meisterhafter Weise verstanden, aus einer riesigen Fülle von Material alle charakteristischen Züge von der Persönlichkeit Parkers hervorzuheben, wozu gehörte, daß er bei aller Sympathie für ihn auch seine Einseitigkeiten und Herbigkeiten, seinen Mangel an geschichtlichem Sinn, seinen oft allzubittern Sarkasmus miterwähnte. Man sieht, daß sein Bestreben war, nicht einen Panegyrikus zu schreiben, sondern ein getreues Bild des großen Amerikaners zu zeichnen.

Gewiß, die meisten Leser dieses Buches werden sich oft in Widerspruch zu Parker gesetzt fühlen; aber wenn sie den seltenen Mann in seinen Wanderungen und Wandlungen bis zu Ende begleitet haben, wird sich einem jeden die Frage aufdrängen: Besitzest du so viel Ueberzeugungstreue wie dieser Mann? Dienst du deiner Kirche, deinem Vaterlande mit der gleichen selbstlosen begeisterten Liebe, wie er es gethan? Ist deine Frömmigkeit so frei von allem bloßen Schein, von aller Phrasenhaftigkeit, wie die seine es gewesen? Hast du ein so glühendes Verlangen, wie er es gehabt, immer tiefer in die Geheimnisse Gottes einzudringen? Fürwahr das warm und frisch geschriebne Buch Altherrs über Parker ist in hohem Maße geeignet, dem innersten Leben unsrer eignen Seele wohlthuende Anregung und Förderung zu geben.

K F

(Soziale Ziele) Von Dompredeger Wilhelmi in Güstrow. Sonderabdruck aus der Monatsschrift für innere Mission. Gütersloh, Bertelsmann, 1894. 39 S. 50 Pfge.

Ein von dem gewaltigen Ernst der sozialen Frage gepackter Mann redet hier gründlich, frisch und geistvoll über die Stellung des Christen zur Sozialdemokratie und über christliche Arbeit an dem großen sozialen Problem. Dabei knüpft er an das Programm der Evangelischen Arbeitervereine an. Nach oben und unten will er gerecht sein. Er sagt beiden Seiten die Wahrheit. Gut ist die Kritik der sozialdemokratischen Anschauung: der Widerspruch zwischen Sozialismus und Materialismus, der Doktrinarismus auf wirtschaftlichem Gebiet, die Kluft zwischen dem Glauben an den Zukunftsstaat, der allein heilt, und den dabei doch in Aussicht genommnen Quacksalbermitteln einer Gegenwartspolitik u. a., das alles wird anschaulich vorgeführt. Der Grundfehler jener Partei, ihre Verkennung der Macht des Sittlichen überhaupt, wird scharf aufgedeckt. Mit Interesse liest man, wie der Sozialdemokrat v. Stern, Dichter in Zürich, seiner Partei entgegengehalten wird, der sittliche Verantwortlichkeit und Jesus als sozialen Helfer predigt. Die Erweckung und Bethätigung sozialer, d. h. brüderlicher Gesinnung ist das A und O christlich-sozialer Arbeit. Denn „laßt uns besser werden, so wirds besser sein.“

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat Wilhelmi wegen der Betonung dieses Satzes in der Nummer vom 10. Juli gewissen Evangelisch-Sozialen als nachahmenswertes Vorbild vorgehalten. Sie hat jedoch leider vergessen, daß ihr Eideshelfer sich im zweiten Teile seines Schriftchens als christlich-sozialer Politiker zeigt, ganz im Geiste der Evangelischen Arbeitervereine und der evangelisch-sozialen Männer. Möchte doch jene Zeitung durch diese Zeilen — wenn sie ihr überhaupt zu Gesichte kommen — veranlaßt werden, auch noch Wilhelmis Anerkennung der Gewerkschaften, des unbeschränkten Koalitionsrechtes der Arbeiter, sogar der Ausstände als ihres äußersten Machtmittels zu lesen (S. 29). Auch seine Beurteilung der sogenannten staatlichen Musterbetriebe (S. 30) und des vom Staate gepflegten Submissionswesens (S. 31) wird ihr gewiß interessant sein! Und Wilhelmi sagt sogar S. 32, daß die blühenden Evangelischen Arbeitervereine Gesinnungsgenossen „bis in die höchsten Kreise hinein“ hätten! Sie wird sich ohne Zweifel mit uns darüber freuen!

Daß auch im Lande Mecklenburg, das nach des verehrten Verfassers ehrlichem Geständnis „immer ein wenig hinter der sonstigen Weltgeschichte“ zurück ist (S. 22), warme christlich-soziale Freunde, Förderer der Evangelischen Arbeitervereine sich finden, hat uns das kleine Schriftchen sehr teuer gemacht. Der Wunsch, eine soziale Reformpartei möchte auch die Interessen des Kleingrundbesitzers und ländlichen

Arbeiters berücksichtigen und „Bodenreform im Sinne innerer Kolonisation“ aufnehmen (S. 33), ist im Munde eines Mecklenburgers besonders beherzigenswert. Kurzum, wir wünschen der Wilhelmischen Schrift recht viele Leser: es ist da viel zu lernen.

Diese aufrichtige Würdigung nehmen wir nicht im mindesten zurück, wenn wir doch noch im allgemeinen mehr psychologisches Verständnis der Arbeiterwelt und der Sozialdemokratie, auch ihrer S. 5 so scharf verurteilten Gottlosigkeit, wünschen möchten. Die bisherige unsoziale kirchliche Verkündigung und ein vielfach auf äußere Autorität gegründeter Religionsunterricht, sollten sie nicht vieles von jenem wilden Haß erklären? Und ist nicht offne Feindschaft Gott wohlgefälliger als blasirte Gleichgiltigkeit oder Mißbrauchen des Heiligsten bei vielen Gebildeten? Auch der Wunsch des Verfassers, gerecht zu sein, kommt doch wohl mehr den obern als den untern Klassen zu gute. Ich verstehe, es ist schwer, christlich-sozial zu sein, nicht wahr? v B

(Hauswirtschaftliche Unterweisung der Landmädchen und -Frauen in Deutschland und im Ausland) Es ist oft gesagt, daß der Pfarrer unsrer Tage sich immer wieder genötigt sehen wird, auch alles, was das irdische Wohl und Wehe seiner Gemeindeglieder berührt, zum Gegenstande seines Interesses und seiner Sorge zu machen. Darum werden auch alle Bestrebungen, die der leiblichen Wohlfahrt des Volkes gelten, gerade an dem Geistlichen warmherzige Freunde und Förderer finden müssen. Dies gilt ganz besonders von den Landpfarrern, die soviel thun könnten, dem Wohlergehen der ländlichen Bevölkerung die Wege zu ebnen. Darum werden sie mit all denen, die durch ihre Stellung einen Einfluß auf dem Lande auszuüben vermögen, nicht vorübergehen dürfen an einem Buche wie dem von Walther Herstatt, königlichem Oekonomierat, und Dr. Otto Kamp, Vorsitzendem der Frankfurter Allgemeinen Lehrerversammlung, über „Hauswirtschaftliche Unterweisung der Landmädchen und -Frauen in Deutschland und im Ausland.“ (Mk. 5.) Es ist das Buch der richtigen Einsicht entsprungen, daß soviele Nöte des ländlichen Hausstandes und damit des Bauernstandes überhaupt darin begründet sind, daß „die Seele des Hauses,“ die Frau, nicht ihren Platz ausfüllt. Es liegt in der That in vielen Fällen nur an der mangelnden Tüchtigkeit der Frau, wenn man so schlecht wohnt, so schlecht sich nährt, so gar nicht vorwärts kommt, die besten Früchte seines Fleißes andern überlassen muß, und infolge dessen „das Land als dauernde Wohnstätte immer weniger begehrenswert wird.“ Darum ist die Aufgabe, die Frau auf dem Lande besser für ihren Beruf vorzubilden, eine hochwichtige soziale Pflicht. Es ist deshalb überaus dankenswert, daß man einmal unternommen hat, alles, was auf diesem Gebiete schon geschehen ist, zusammen zu stellen, um zur Schaffung ähnlicher Vorkehrungen anzuregen. Wir finden in übersichtlicher, geordneter Zusammenstellung, in einer Reihe von ansprechenden Einzelbildern alles, was Deutschland und das Ausland an Einrichtungen für ländliche hauswirtschaftliche Unterweisungen besitzen. Wir begegnen den besonders in Norddeutschland heimischen Schulhaushaltungen, d. i. bestimmten Musterwirtschaften, denen zur Ausbildung Mädchen zugewiesen werden; weiter den eigentlichen Haushaltungsschulen, besondern Anstalten zur Einführung in die Hauswirtschaft, wie sie teils von Privaten, teils von Ordensniederlassungen, teils von landwirtschaftlichen Körperschaften in Süddeutschland ins Leben gerufen wurden. Wir sehen, wie in solchen Schulen kein Zweig hauswirtschaftlicher Unterweisung, Waschen, Kochen, Backen, Bügeln, Handarbeiten, vergessen ist und alles das, was zu einem landwirtschaftlichen Betriebe gehört — Molkerei, Geflügelzucht, Schweinezucht, Obstbau — gebührend Berücksichtigung findet. Man möchte nur wünschen, daß recht vielen Bauernmädchen der Segen derartigen Unterrichts zu teil werden könnte. Schade, daß er zunächst nur dem besser situirten Bauernstande zu gute kommt. Um auch weitern Kreisen nahezukommen, richtete man Einzelkurse ein, durch die an möglichst vielen Orten Gelegenheit zum Unterricht in einzelnen Fächern geschaffen werden soll. Gerade hier wird recht deutlich, wieviel durch unmittelbare Anregung einzelner leitender Persönlichkeiten auf dem Dorfe im ländlichen Haushalt gebessert werden kann. Hier ist ein Lehrer, der erfolgreich sich bestrebt, die sämtlichen Gebiete des Haushaltsunterrichts durch Wanderkurse auch den ärmern Mädchen zugänglich zu machen; da bemüht sich ein badischer Pfarrer, auf seinem Dorfe einen Näh- und Flickunterricht für ausgeschulte Mädchen einzurichten; dort sucht ein rheinischer Pfarrer durch genossenschaftlichen Betrieb der Milchwirtschaft eine soziale Hebung und Besserstellung seiner armen Gemeinde zu erreichen. Solche Beispiele sollen zur Nacheiferung anspornen, und gewiß muß der Leser dabei sich fragen, ob nicht Aehnliches auf diesem oder anderm Gebiete sich auch bei ihm versuchen ließe. Auch hierfür enthält das Buch schätzbare Winke, indem es die Aufmerksamkeit auf alle die schon bestehenden Veranstaltungen lenkt, die der Obstkultur und Obstverwertung dienen. So giebt das Buch für die wichtigsten Aufgaben der ländlichen Wohlfahrtspflege die Richtung an, in der eine befriedigende Lösung ermöglicht werden kann. Jeder, dem das Wohlergehen der ländlichen Bevölkerung am Herzen liegt und etwas thun möchte, daß es auf seinem Dorfe besser werde, wird den Inhalt des Buches kennen lernen müssen. W K

(Der Anfang der innern Mission in Mecklenburg vor fünfzig Jahren) Ein Blatt aus der Geschichte der lutherischen Kirche. Von Joh. Chr. Reimpell, Pastor in Lassahn in Lauenburg. Bremen, J. Morgenbesser, 1894. 31 S. Preis 0,70 Mk.

Einem aus der mecklenburgischen Landeskirche heraus geäußerten Wunsche folgend hat der durch verschiedne Aufsätze zur Geschichte der innern Mission bekannte Verfasser das auf Mecklenburg bezügliche Material aus jenen Aufsätzen ausgezogen und mit einigen Erweiterungen

zu der vorliegenden Broschüre verarbeitet. Soweit Reimpell sich streng an sein Thema hält, verdient er vollen Dank für sein Schriftchen, das eine ebenso lebendige Darstellung wie treffende Würdigung der Thatsachen bietet. Für weitere Kreise hat die Arbeit um so mehr Interesse, als der Anfang der innern Mission in Mecklenburg aufs engste mit Wicherns Anfängen überhaupt zusammenhängt. Deutlich tritt hier im Zusammenwirken Wicherns mit Hofmann, Karsten, Krabbe u. a. hervor, wie der genuine Charakter der innern Mission eine aus lutherischer Wurzel erwachsene kirchliche Reformbewegung ist, die auf Belebung des gemeindlichen Berufsbewußtseins zielt. Es wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich ohne Seitenbemerkungen auf seinen Gegenstand beschränkt. Nun aber wirft er noch auf den Fortgang der innern Mission in Mecklenburg bezügliche Andeutungen hin, die die Wahrheit und Gerechtigkeit desto empfindlicher verletzen, je weniger er sie belegt. Es ist nicht wahr, daß durch einen „Reif in der Frühlingsnacht“ die innere Mission in Mecklenburg bereits nach zehn Jahren ein trauriges Ende ihrer kurzen Blüte gefunden hätte. Der Zusammenhang mit Wichern ward freilich ein loserer, je mehr die von Krabbe schon 1845 geäußerten Bedenken gegen den evangelischen Gesamtorganismus der innern Mission, dem Wichern zustrebte, Gewicht gewannen. Innerhalb der Landeskirche aber trieb die innere Mission, um von der weitern Folgezeit zu schweigen, gerade zu Anfang der fünfziger Jahre neue Zweige; die Stiftung (1851) und Entwicklung des Diakonissenhauses zu Ludwigslust giebt u. a. davon Zeugnis. Das eigentliche Ideal der innern Mission wurde freilich bisher in Mecklenburg so wenig wie an andern Orten erreicht. Vielleicht blieb man aber hier bestimmter in der Richtung der ursprünglichsten Tendenz, als vielfach an andern Orten. Und das dürfte nicht zum wenigsten den „Einflüssen“ zuzuschreiben sein, die Reimpell als Reif in der Frühlingsnacht aus eignem ungerechtem Halbdunkel fallen läßt. Bm

(Erinnerungen aus meiner Dienstzeit) von Richard Berendt, Generalmajor z. D. Leipzig, Grunow, 1894. 158 S. 1,50 Mk.

Unter dem anspruchslosen Titel giebt der Verfasser einen Abriß seiner Lebensgeschichte, einer Offizierslaufbahn, wie es noch manche geben mag, die aber mit ihren wechselvollen Schicksalen doch auch auf das Interesse weiterer Kreise rechnen darf und zudem anziehend und für die Persönlichkeit des Verfassers einnehmend geschrieben ist. Er war Artillerieoffizier und hat als solcher die letzten Kriege mitgekämpft. Bei seinen Erinnerungen an 1870 und 71 verweilt er etwas ausführlicher. Hier wird die Darstellung sehr anschaulich und oft spannend. Man merkt aus jedem Wort den Augenzeugen. Als angenehme Lektüre für eine ruhige Stunde mag das Büchlein bestens empfohlen sein. Sch—r

(Für Richard Wagner) Zu meinem Bedauern habe ich in Nr. 26 wiederum einen scharfen Angriff auf Richard Wagner gefunden;*) weil er in der Christlichen Welt steht und von einem Manne ausgeht, dessen sonstige Artikel ich mit besondrer Freude gelesen habe, ist es mir ein Bedürfnis zu antworten. Seit Thikötters Parsifalartikeln und Ehrlichs berüchtigtem Brief an Frommel, vielleicht auch wegen des antiwagnerischen Passus der Ritschlbiographie ist es in gewissen Kreisen üblich geworden, über Richard Wagner definitiv zur Tagesordnung überzugehen. Damit wird man aber niemals eine Persönlichkeit besiegen, die in weiten, und nicht den gleichgiltigsten, Kreisen zu einer Macht ersten Ranges geworden ist. Ich will mich mit niemand in eine Auseinandersetzung über Schopenhauer und Buddha einlassen; ich gebe zu, daß mancher von vielem, was ihm zunächst bei Wagner begegnet, überrascht, vielleicht zurückgestoßen werden dürfte. Aber es sei mir, der ich eine Zeit lang Thikötters Standpunkt Parsifal gegenüber teilte, gestattet, eine doppelte Versicherung abzugeben: soviel ist doch gewiß, daß die Verschiebung und Verzerrung, die Wagners Werke hie und da erlebt und veranlaßt haben, viel weniger wiegt als die blasirte Gemeinheit und Stumpfheit, die eben mit allem fertig ist. Und dann bin ich persönlich fest überzeugt, daß Wagner für viele Menschen der rechte Weg zum Reich Gottes ist, die ihn anders schwer finden können. Kümmern wir uns, wie Goethe rät, gar nicht um das Verkehrte, sondern suchen wir nur das Gute, dann wird bei dem Bayreuther Werk ein beachtenswertes Plus herauskommen. Ich wenigstens habe schon viele Leute getroffen, die über einer Parsifalaufführung fürs Leben ernst geworden sind. — Wer auch nur wenige Jahre lang einmal vorurteilslos das innere Leben der Bayreuther Blätter verfolgt hat, der wird, zustimmend oder ablehnend, versichern müssen, daß hier mit einem Ernst und einer Innerlichkeit gearbeitet wird, wie sie wenige deutsche Blätter aufweisen können. Man hat es eben hier mit einer innern Kulturarbeit zu thun, die für die Zukunft auf jeden Fall wesentlich sein wird. Wer diese leicht nehmen zu dürfen glaubt, der lese Hermann Stein. Mir liegt wenig an jubelnder Zustimmung, wohl aber an würdigen Gegnern; ich glaube, Wagner ist doch zu groß, um mit Schlagwörtern abgethan zu werden. Und so bitte ich im Namen Bayreuths nur um das Eine: bekämpft uns ernsthaft, dann werden wir ernsthaft antworten. P Sch

(In Sachen der Diakonie) erlaube ich mir den Lesern der Christlichen Welt, die sich für die Verhandlungen über diese Frage im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift interessirten, mitzuteilen, daß meine Erwiderung auf die vielen Gegenartikel, die mein Aufsatz in Nr. 25 und 26 (1893) der Christlichen Welt hervorgerufen hatte, jetzt in den Julinummern der Protestantischen Kirchenzeitung erscheint.

*) Die Verehrer Wagners sind sehr wachsam; ich gestehe, daß mir dieser Angriff völlig entgangen war. Es ist aber auch unmöglich, unsre Mitarbeiter zu einer einmütigen Schätzung Wagners anzuhalten. D H

Ich glaube diese Nachricht den Lesern der Christlichen Welt schuldig zu sein, da mir viele freundliche Zuschriften und auch Anfragen, ob ich denn nichts zu erwidern hätte, bewiesen haben, daß man vielfach mit reger Teilnahme den genannten Verhandlungen gefolgt ist; und ich schöpfe daraus die Hoffnung, daß auch weitern Ausführungen ein gleiches Interesse geschenkt und dadurch die große wichtige Sache der evangelischen Diakonie gefördert werden wird. Elisabeth Malo

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gott schenkte uns heute einen gesunden Sohn.

Neuhaus a. E., 14. Juli 1894.

Erbe, Pastor, und Frau Margret, geb. Roscher

Meine Verlobung mit Fräulein **Helene Nicol**, Tochter des verstorbenen Hotelbesitzers Friedrich Nicol aus Dramburg, zeige ich hierdurch ergebenst an.

Templin, im Juli 1894.

Martin Manger, Pastor

Dem anonymen Briefschreiber in Göttingen muß ich erklären, daß eine baldige Beantwortung seiner Fragen in der „Christlichen Welt“ nicht möglich sein wird; wenn er private Antwort haben will, muß er das Vertrauen haben, mir seinen Namen mitzuteilen.

Gießen **Prof. Reischle**

Prediger gesucht

In der freien religiösen Gemeinde zu Danzig ist die Predigerstelle neu zu besetzen. Durch nachweisbares Universitätsstudium zu deren Uebernahme vorbereitete, des freien Vortrags mächtige Bewerber werden ersucht, ihre Meldung an die Adresse: **G. Mix, Danzig,** Langenmarkt 4 gelangen zu lassen. Das Anfangsgehalt beträgt 1800 Mark.

Cand. theol., gut empfohlen, im Unterrichten sehr geübt, sucht sofort oder später Stellung als Hauslehrer. Auskunft erteilt gütigst Herr Pfarrer D. Rade.

Töchterheim **Cassel,** Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 28 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Ein neues Erholungshaus.

Ruheort für Erholungsbedürftige m. stillem Aufenthalt in christl. Hausgemeinschaft. Freie Aussicht, freundl. Anlagen, prächt. hohe Aussichtspunkte u. Ruheplätze, reizende Umgegend. — Zimmer hoch, alle mit Blick ins Grüne. — Speisesaal, Lesezimmer. — Gemütl. Verkehr mit den Hausgenossen. Gemeins. Andachten. — **Heilkräftige Soole.** Bäder auch im Haus. Pension von 4,50 Mk. an. 2—3 Pers. gemeins. entspr. billiger. Prospekt und Näheres durch Pfarrer **H. Faulhaber** in Schw. Hall, Württ.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Der wissenschaftliche Ferienkursus an der Universität Bonn für evangelische Geistliche, der 1893 eine Präsenzliste von 79 Teilnehmern aus Rheinland und Westfalen aufwies, wird in diesem Jahre zum drittenmal und zwar vom **16. bis 18. Oktober**, so Gott will, stattfinden. Der Vorstand besteht aus dem jedesmaligen Dekan der evangelischen theologischen Fakultät, in diesem Jahre Prof. D. Sachsse, den Pfarrern Brockhaus-Dortmund, Simon-Bielefeld, Stursberg-Bonn und Pastor D. Link-Coblenz als Vorsitzendem. Folgende Vorträge sind freundlichst zugesagt:

Prof. Bratke: Die in den letzten zwei Jahren bekannt gewordnen Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten christlichen Litteratur.
Prof. D. Grafe: Die neuesten Forschungen von Harnack, Zahn, Jülicher und Spitta über die urchristliche Abendmahlsfeier.
Prof. Meinhold: Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte.
Prof. Ritschl: Die Entwicklung der systematischen Theologie von 1800—1850.
Prof. D. Sell: Urchristliche und moderne Mission, verglichen nach Geschichte, Methode und Erfolg.

Die Reichhaltigkeit des vorstehenden Programms und die Erinnerung an das bei aller Verschiedenheit der Anschauungen durchaus ungetrübte Beisammensein in den frühern Jahren wird, wie zu hoffen, auch diesmal wieder zahlreiche Teilnehmer herbeilocken. Damit näher Wohnende Rückfahrkarten benutzen können, ist der Anfang der Vorlesungen am ersten Tage auf $10^1/_4$ Uhr morgens angesetzt. Während des Aktus in der Aula am 18. Oktober (Rektoratswechsel) werden die Vorlesungen unterbrochen. An den Abenden findet Diskussion statt. Für billige Wohnungen wird wieder nach Möglichkeit Sorge getragen werden. Eine ganz genaue Tagesordnung mit Angabe der Lokale und Stunden wird im September zur Veröffentlichung kommen.

Die deutsche evangelisch-reformirte Gemeinde zu Frankfurt a. M. beabsichtigt einen **ordinirten oder ordinationsfähigen Hilfsprediger** anzustellen.

Bewerber müssen sich über eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung und besonders über ihre Predigttüchtigkeit ausweisen können. Kandidaten, welche bereits amtlich thätig waren, würden den Vorzug haben.

Alle näheren Bedingungen werden auf Wunsch mitgeteilt werden.

Meldungen sind unter Beifügung der Zeugnisse und eines kurzen Lebenslaufes bis zum 31. Juli an die unterfertigte Stelle einzusenden.

Frankfurt a. M., Ende Juni,
Rotekreuzgasse 12. **Das Presbyterium**

Für den kranken Zimmermann (vgl. Nr. 14) habe ich mit herzlichem Dank erhalten: 1,50 Mk. Postst. Enkirch, 3 Mk. Langerholzhausen, 2 Mk. Grammentin, 2 Mk. Omachau, P R, cand. th., 3,5 Mk. N. N., Altenburg, 10 Mk. J T, Bad Reichenhall, 15 Mk. Prof. Voigt, Göttingen, 3 Mk. Pfarrer Allwohn, Grüningen, 30 Mk. Herr Moeß, Breslau. Diese Gaben und andre aus kirchlichen und landständ. Fonds ermöglichten eine achtwöchige mit schönstem Erfolg gesegnete Kur in Görbersdorf. Genesen, der Familie erhalten! Herzlichsten Dank auch für Nachweis billiger Anstalten.

Creba, Ober-Lausitz

Dr. Selle, Pfarrer u. Kgl. Kreisschulinsp.

Biete an

zu beigesetzten sehr mäßigen Preisen:

Allgem. Weltgeschichte. Herausg. v. Flathe, Hertzberg, Justi u. a. M. zahlr. Abbildgn., Portr., Beilagen u. Karten. 12 Bde, u. Reg. 1884/92. Eleg. Hfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 180 Mk.) f. 100 **Mk.**
Herzog—Plitt, Realencyklop. d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. 1877/88. Orighfz. (Ldpr. 216 Mk.) . . . . f. 115 **Mk.**
Denkmäler d. klassisch. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 1889. Eleg. Orighfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 84 Mk.) f. 48 **Mk.**
Lange, J. P., Bibelwerk, Altes Test. (20 Tle.) u. Neues Test. (16 Tle.) in 16 Bdn. 1866/93. Hfz. (Ldpr. 177,20 Mk.) . . . f. 125 **Mk.**
Mas Latrie, Trésor de chronologie d'histoire et de géographie pour l'étude du moyen-age. Paris, 1889. Hfz. (Ldpr. 80 Mk.) f. 48 **Mk.**
Weber, G., Allgem. Weltgesch. 2. Aufl. 15 Tle. in 16 Bdn. u. Regbd. 1882/89. Eleg. Hfz. Sehr schön. Expl. (Ldpr. 161 Mk.) f. 100 **Mk.**
Sohr—Berghaus, Handatlas. Neueste Aufl. Eleg. Hfz. (Ldpr. 37,50 Mk.) . . . . f. 16 **Mk.**
Spruner, K. v., Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit. 3. Aufl. von Th. Menke. 1880. Orighfz. (Ldpr. 93,60 Mk.) . . . . f. 50 **Mk.**
Darwin, Ch., Gesammelte Werke. Dtsch. v. Carus. 16 Bde. 1875/90. Brosch. (Ldpr. 135,60 Mk.) . . . . f. 80 **Mk.**
Meyers Konvers.-Lexikon. Neueste vollständige Aufl. 19 Bde. Eleg. Orighfz. (Ldpr. 190 Mk.) . . . . f. 105 **Mk.**
Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabb. 1891. Origbd. Interessantestes, bestgeschriebnes Reisewerk über Afrika! (Ldpr. 16 Mk.) . . . . . . f. 7,50 **Mk.**

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!

Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften.

Lagerkataloge gratis.

Alfred Lorentz,

Buchhandlung, Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 28. Römische Kirche: Aus dem neuesten Rundschreiben des Papstes; Jesuitendebatte in Meiningen; Zur Verlobung der Prinzessin Alix von Hessen; Liturgisches aus der katholischen Kirche Frankreichs — Gustav-Adolf-Verein. Evangelischer Bund. Innere Mission: Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Diaspora in Westpreußen und Posen; Bethaus in Gamertingen; Betsaal zu Todtnau im badischen Schwarzwalde; Wolfer Waisenheim; Diaspora in Oesterreich; die evangelische Schule in Oesterreich; Einladung zur siebenten Generalversammlung des Evangelischen Bundes; Sonntagsheiligung — Personalien.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 29: Semitismus und Antisemitismus in Oesterreich-Ungarn — Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsenkommission. Von O. Bähr — Neue Sprachdummheiten — Baltische Anthologien — Marie Neander. Novelle von Otto Berbeck — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung; Steuerfragen; Seegerichtsspruch — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig